This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

49586.19.200.30

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE BEQUEST OF

THOMAS WREN WARD

Treasurer of Harvard College
1830–1842

Reinhold Lenz.

Eine Novelle

von

Wilhelm Bennecke.

Ich ſchmeichelte mir viel.
Lenz.

Leipzig 1871.
Luckhardt'ſche Verlagsbuchhandlung.
(Fr. Luckhardt.)

~~49586.19.75~~
49586.19.200.30
HARVARD COLLEGE
JUN 21 1928
LIBRARY
Ward fund

I.

In Dorpat.

Im lievländiſchen Pfarrerhaus dunkelte es. Die Geſtalten in der Wohnſtube konnten ſich kaum mehr erkennen. Die Pfarrerin ſtand auf und rief nach Licht. Unruhig ging ihr Gatte im Zimmer auf und nieder, welches nun, vom Schein einer Lampe erhellt, mit ſeinen Inſaſſen ſich auswies. Der Pfarrer war ein hoher, würdiger Greis, ein kaum gealterter Koloß; ſeine Frau eine zarte, kränkliche Geſtalt, den Reiz der unvergänglichen Güte in den leidenden Zügen. Sie ſaß auf dem Kanapee, neben ihr Lorenz, ihr älteſter Sohn.

„Iſt's ſo nicht beſſer, Mademoiſelle?“ fragte dieſer eine vierte Perſon, die ihm gegenüber ſaß. „Man ſieht doch wenigſtens, daß man nicht in's Blinde hineinredet und wie's aufgenommen wird; kann ſich's ad notam nehmen, hat man was Ungehöriges geſagt, nur durch ſo einen Augen- oder Mundzwicker.“

„Ich ſitz' gern im Dunkeln“, erwiderte die Angeredete, eine junge, üppige Mädchengeſtalt, ſchneeweiß mit ſchwarzen, zuſammengeneſtelten Locken, nur leiſe

von Puder überstreut. „Ich sitz' gern im Dunkeln, da hat die Phantasie mehr Spielraum, fast ist es Einem da gerade so wie im Traum. Sonderlich seh ich immer wie Millionen kleiner, feuriger Reiter vor mir auftauchen im Zickzack und sich Schlachten liefern. Husch, ist wieder was Anderes da, was Freundliches, Liebes, im einfachen Kleide. Es ist gar schön, in der Dämmerung zu sitzen, Herr Lenz."

„Was Sie für eine Einbildungskraft hat, Mamsell Käthchen", warf die Pfarrerin ein, „beinahe wie unser Reinhold. Der kommt auch oftmals zu mir und vertraut mir gar seltsame Dinge an, die er mit sich herumträgt und erdacht hat; aber die haben alle ein gar böses Ende. Ja, manche, die ihm am besten gefallen, hat er sogar aufgeschrieben; aber o weh! säh' die der gestrenge Herr Präceptor da ... 's ist auch Unrecht von ihm, so liederlich zu schreiben, ohne Interpunctionen und i-Tüpfelchen; man wird gar nicht klug daraus, nur er selber versteht's. Weiß Gott, er glaubt, er wird noch was Rechtes, wohl gar ein Poet oder sonst ein gelehrter Mann."

„Ja", bestätigte der Sohn, „ein recht ordentlicher Knabe ist der Reinhold schon, wenn er nur nicht so unbändig wäre. Es wird mir zu Zeiten ganz Angst, wenn ich ihn hör' und seh' so allein mit sich: die Augen rollt er, gestikulirt mit Arm und Fuß und sagt erschreckliche Dinge von einem gewissen Shakespeare; mitten darin fährt er auf einmal zusammen, blickt lammfromm und murmelt unverständliches Zeug in sich

hinein. So kann er ganze Stunden lang in seiner Schlafkammer sitzen oder gar auf dem Bette liegen, am hellen, lichten Tag."

„Wenn das nur nicht überhand nimmt, wo er jetzt auf die Hochschule geht", meinte leise und besorgt die Mutter.

„Was!" fuhr das Mädchen von seinem Stuhle auf, „Reinhold geht fort?"

„Gewiß, Mamsell Käthchen, auf die Akademie nach Königsberg, nächstes Frühjahr. Was wird's mir so leid thun, wenn er erst 'mal fort ist, und der arme Bube selber wird sich grämen und heimverlangen."

Laut lachte Herr Lenz, der Junge, da auf.

„Das hat gute Wege, Mutter. Hab's an mir selber gelernt, daß es Einem gar nicht so erbärmlich zu Muthe ist, wenn's von Hause weg geht, wie sich's die Eltern denken. Hä, hab' mein Frühstück eben so behaglich heruntergekaut in der dumpfigen Kneipstube, als ob ich die Beine unter diesen Tisch streckte. Vor lauter neuen Eindrücken schwindet das Vaterhaus Einem ganz aus dem Sinne; da giebt's erst so viel zu lernen unter den Studiosen selber, wißt Ihr, die Reglements und die Ordnung, wie's anständigerweise hergehen muß bei den Kommerschen, versteht Ihr? Das nennen wir den Comment. Kommt da zum Beispiel Einer an den Tisch, wo ich sitze mit Zehnen: Fidibus, sagt er, fünfzehn Maß, und fängt die an zu trinken, — müssen's dann die Andern ihm nachmachen, sonst ist der Teufel los."

„Gott verzeih's Euch!“ rief die Mutter. „Und das haſt Du auch ſo mitgemacht, Junge, und Dich Deiner rechtſchaffenen Eltern nicht geſchämt?“

„Gerade, weil ich Euch Ehre machen wollte,“ ſagte der Sohn, „gerade deßhalb mußt' ich's thun; denn hätt' ich ſo aufgehört beim eilften Maß — Ei, hätten ſie geſchrieen, das mag auch ein gutes Mutterſöhnchen ſein! oder: hinter welcher Hecke geboren und auferzogen daß er noch nicht einmal Sitte und Anſtand kennt! — So aber hieß es: Seht, was der Lenz ſaufen kann!“

In dieſem Augenblick trat der Pfarrer hinzu, der die Zeit über ſeine Promenade im Zimmer fortgeſetzt hatte und bald an der Thüre oder am Fenſter lauſchend ſtehen geblieben war.

„Wo nur der Reinhold bleibt, Mutter; weißt Du nicht, wo er ſteckt?“

„Hab' ſchon lang meine Gedanken darüber“, erwiderte dieſe. „Wo mag er ſein? beim Georg Förſter vielleicht.“

„Oder beim Herrn Magiſter“, warf der Candidat ein.

„Bei meinem Vater!“ rief Käthchen und eine fliegende Röthe durchſtrömte ihr Geſicht, „das glaub' ich nicht, Herr Lenz. Der Vater iſt juſt nicht aufgelegt zum Beſuch; er arbeitet an ſo 'nem närriſchen Ding, 'nem Claſſiker.“

„Hä hä! hat Sie denn nicht noch Jemanden zu Hauſe, Mamſell Käthchen Boſſurin?“

„Wo denkt Er hin. Hahaha! Das ſitzt oben auf ſeiner Kammer mutterſeelenallein und näht ſeine Hemden,

hält seine Thüre verschlossen, das scheue Ding, und singt beim Nähen allerhand Liederchen."

„Das gefällt mir schon von der Marie", sagte die Pfarrerin. „Es ist ein häusliches Mädchen, denkt an alle Sachen, thut so still und ernst vor sich hin — ganz das Gegentheil von Ihr, liebes Käthchen. Sie ist so bubenwild und froh — Ihr Mann wird noch 'mal seine Last mit Ihr haben."

„Meint Sie, Mutter Lenzen?" lachte das junge Mädchen.

Der Sohn aber machte ein noch bedächtigeres Gesicht und sagte: „Eine gute Hausfrau bildet sich erst im Ehestand. Ich habe Mädchen gekannt, die waren reinweg küchenvernarrt in ihrer Ledigkeit, und sowie sie die Haube aufbekamen, rümpften sie die Nase über den Kochdunst; andere aber, die so wilde Ursels waren, wie Sie, Mamsell Bossurin, und eben so herdscheu, gaben noch die perfectesten Hausfrauen."

„Er tröstet mich doch noch, Herr Lenz, bin ordentlich be—"

„Er kommt!" rief der Alte.

Die Thüre sprang auf, der Erwartete trat ein: ein junger, schlanker Mensch im einfachen Tuchrock, den Hut in der Hand. Das Haar trug er ungepudert um das Gesicht von eigenthümlicher Art; nicht gerade schön, sprach es doch den Beschauer an, indem es ihn zu gleicher Zeit abstieß. Form und Ausdruck traten sich feindselig entgegen. Kraft und Milde suchten sich vergebens zu einigen und dadurch entstanden diese Contraste.

Die Erbschaften der Eltern ließen sich nicht verschmelzen.

„Wo bist Du gewesen, Reinhold?“ fragte der Vater, ihn forschend betrachtend. „Schickt sich das für den Pastorssohn in Nacht und Nebel herumzulaufen? Nach Hause gehörst Du Abends, Herr Sohn, und nicht wohl gar in schlechte Gesellschaft.“

„Schlechte Gesellschaft?“ fragte der Jüngling an den Tisch vortretend. „Nennt Ihr so den Georg Förster?“

„Der Georg, der Georg“, murmelte der Alte, „das ist ein fleißiger Mensch; glaube nicht, daß der jetzt noch außen ist.“

„Haben in seiner Stube gesessen und englisch getrieben.“

„Wie ich vorher gesagt, Mutter, Käthchen,“ bestätigte der ältere Bruder, „einen gewissen Shakespeare, der jetzt in die Mode zu kommen scheint.“

„Ja“, fuhr Reinhold fort, seinen Bruder mit feurigen Augen anblitzend, „Wilhelm Shakespeare, so heißt er, der geniale Britte, dessen Werke über alles bisher Dagewesene gehen. Was ist mir der Sophokles, der Euripides gegen Den? Dem reicht Keiner das Wasser.“

„Junge, was sprichst Du da?“

„Was ich verantworten kann, Vater. Es ist eine historische Person, von der ich rede, seit 150 Jahren todt; man kann also ein besseres Urtheil über ihn fällen, als seine Zeitgenossen, und hat diese schon sein

bewunderungswürdiges Genie erfüllt, weßhalb soll er uns nicht in größerem Maßstab packen?"

„Und den leset Ihr zusammen, der Förster und Du?"

„Versuchen ihn sogar in's Deutsche zu übertragen."

„Ihr?"

„Ja. Der Förster ist darin ein Gewaltskerl; aber ich thu's ihm gleich. Hab' mir da ein Lustspiel von ihm ausgesucht, das mich durch und durch erfüllt: ein seltsames Getreibe von Liebesleid und Lust. Will ihm einen lateinischen Titel zustellen, dann klingt's besser."

„Ja, Reinhold," fiel der Candidat ein, „die Gelahrsamkeit nicht aus den Augen verloren, sonst ist gar nichts mit all dem Zeug gesagt."

„Hast Du's bei Dir?" fragte der Alte. „Möchte gern Etwas davon hören."

Reinhold zog einige Papiere aus der Tasche.

„Hier vorerst einige Verse, die ich heute dazu gemacht in poetischer Laune; das Uebrige ein ander Mal.

So sanften Kuß gibt nicht der Sonne Strahl
Den Tropfen, die sie früh auf Rosen findet,
Als Deine Blicke der verliebten Qual,
Die sie auf meiner Wang' entzündet.

Auch spielt der Mond so sanftes Silber nicht
In Amphitritens dunklen Gründen,
Als dies Dein alabasternes Gesicht
In Thränen, die sich mir vom Auge winden.

„O Götterbild, hier triumphirest Du,
Wie aus Krystall gehau'n, auf Kosten meiner Ruh'.
So sieh' nur immer her, die Thränen schwellen an,
Zu zeigen, was Du werth und was ich fühlen kann."

„Das ist ja reizend, delicieus!" rief Käthchen. „Das sind wundervolle Verse, Reinhold."

„Ah sieh' da", sagte dieser, ruhig die Blätter zusammenlegend, „die Mamsell Bossurin; was macht Ihr Vater?"

„Junge", fiel ihm der alte Lenz in die Rede, die Hand auf die Schulter seines Sohnes legend und ihm von oben in's Gesicht blickend, „Junge, hast Du das wirklich gemacht?"

„Meint Ihr, ich flunkerte, ich brüstete mich mit fremden Federn? Der Förster ist auch ein ganz guter Poet, aber so was bringt er doch nicht zu Wege."

„Ja", rief die Pastorin, „ich hab's ja noch vorhin gesagt, der Reinhold ist was Apartes. Er hat schon immer so schöne Sachen gemacht."

„Die Dinge waren nicht übel, ja; aber in diesen Versen, so abgerissen sie auch sind, liegt Eigenthümlichkeit; mag nicht, wie bei Andern oft, mit rother Tinte dazwischen fahren. Das ist ein gutes Zeichen, Reinhold."

„Wie nanntest Du das Stück?" fragte der Candidat.

„Ich werde ihm, wenn's fertig ist, etwa den Titel geben: „Amor vincit omnia"."

„Lieb' kettet Alle", sagte der Pastor vor sich hin.

„Das ist ein schöner Titel, Reinhold!“ rief Käthchen und sah ihn flammend an.

„Meint Sie?“

„Ich würde ihn mehr als Frage hinstellen, nicht als solch stürmisch Abstractum“, sagte der Candidat. „Ja, kettet Lieb' Alle? würde ich sagen, das klingt besser — und so auch den Inhalt herstellen; denn es ist doch immer eine Ungewißheit, — obgleich ich gewissen Personen recht gern die Gabe zuschreibe, alle Männer mit Amors Fackel zu entzünden.“

Und der Candidat warf einen langen Blick nach dem schönen Mädchen hinüber, das seinen Bruder so glühend anstarrte.

Käthchen sprang plötzlich auf.

„Ich muß jetzt gehen“, sagte sie und zog die Mantille über den Kopf. „Will meinem Magister noch was vorspielen, daß ihm die Classiker nicht im Schlaf erscheinen. Hu, der hagere Herr Cicero, den ich mir immer im weißen Betttuch vorstelle, mit der spitzen, kreidenen Nase.“

„Dürft' ich so frei sein, Demoiselle Bossurin“, sagte ihr getreuer Anbeter, „und anfragen, ob ich dieselbe nicht, da es schon stockfinstre Nacht ist, nach Hause begleiten darf?“

„Soll Ihm gestattet sein, Herr Lenz, obgleich ich mich vor dem Teufel selbst nicht fürchte. Gute Nacht, Herr Pfarrer, Mutter Lenzen, gute Nacht auch, Reinhold.“

„Schreib' mir doch das schöne Liedel ab, Reinhold“,

flüsterte sie ihm zu, als er ihnen die Treppe hinunter leuchtete.

Der aber schüttelte den Kopf mit den blonden Locken und gab ihr noch nicht einmal eine Antwort.

* * *

Der alte Bossurin war ein geborener Kurländer, der weit in der Welt herumgefahren war, ein vacirender Magister, sich in Deutschland eine Frau zugelegt hatte und nun in Dorpat sein Leben beschließen wollte mit seinen beiden Töchtern, Maria und Katharina. Er bewohnte ein kleines Gartenhaus vor dem Thore. Da saß er den ganzen Tag und goutirte an den alten Griechen herum, übersetzte sie und strich sie wieder durch, wie es ihm gerade in den Sinn kam. Saß er dann so vertieft des Abends bei der Lampe, Folianten und beschriebene Papierbogen vor sich, neben sich die blasse, träumerische Maria, die kein Wort sprach, aber doch so beredte Augen hatte, so himmlisch blaue, die mehr sprachen als die redseligste Zunge, hui! wie fuhr ihm dann so ein schnackisches Lied mitten durch den doctrinären Satz, den er sich ausgedacht, und mit dem Liedchen herein das schwarzlockige Käthchen, das so grell abstach gegen sein blondes Schwesterlein.

Der Reinhold Lenz kam auch öfters hin, hielt wilde Suaden, bewies dem Alten, daß der Euripides zum Sophokles gerade in dem Verhältniß gestanden habe, wie er (der Reinhold) zum William stehe und was dergleichen übertriebene Verkehrtheiten mehr waren. Bossurin neigte dann sein kahles Haupt mit der Atzel

bald herüber, bald hinüber und sagte: das nähere Verständniß von den Sachen fehle ihm, darüber brauche er sich aber keine Sorgen zu machen, das käme noch.

Reinhold saß oftmals neben Maria, unbelauscht, Hand in Hand, und blickte ihr starr und unverwandt in die Augen, bis ihr bleiches Gesicht sich mit Purpur übergoß. Dann stieß er sie zurück und rannte ohne Gruß in's Freie.

„Sie liebt mich!" ächzte er in die Winde hinaus. „Weßhalb haßt sie mich nicht! Weßhalb nicht! Weßhalb nicht?! Wie unglücklich macht sie mich doch!"

Das lag nun einmal in seiner Natur: Lust in Leid und Glück in Unglück zu verkehren.

„Ja", seufzte er weiter, „und doch würde ich rasend, liebte sie mich nicht! O Narr, Narr, der ich bin! So recht eigentlich ein Narr! Würde ein Anderer nicht Bocksprünge machen, säh' ihn sein Mädchen so an, wie sie mich!"

Dann warf er sich wieder ihr zu Füßen und spielte den Seladon, wie sein Bruder bei Käthchen, das seine kohligen Augen aber mit verzehrender Leidenschaft auf Reinhold geworfen hatte. Es war eine gefährliche Situation für Beide, denn Leidenschaft richtet nirgends so zu Grunde, wie in der ersten Jugend, — und er konnte es wissen, daß sie ihn liebte.

Ein junger Russe hielt sich derzeit in Dorpat auf, der Sohn eines Bojaren, Jemeljan Olkonskoi, ein reicher Patron, dem die Mädchen nur so auf den Schooß hätten springen mögen vor lauter Lust und Liebe. Der

machte sich, wo er nur konnte, an das Dorpat-Käthchen, sagte ihr tausend Artigkeiten, begleitete sie auf der Promenade und an allen öffentlichen Orten, daß sie nimmer sicher vor ihm war; ja er verschaffte sich sogar Zutritt in das Haus des Magisters, indem er bei diesem Lateinisch lernte. So konnte er sie ganze Stunden lang sehen, ungestört, denn der Alte bekümmerte sich nicht um seine Mädchen, und Maria hatte so viel an sich zu denken, daß sie that, als sei gar kein Jemeljan Olkonskoi auf der Welt. Und er war doch eine so ansehnliche Gestalt, groß und markig, mit einem schönen, frischen Antlitz, ganz Jugend und Uebermuth. Bei den Männern war er wild und stolz, bei der kleinen, üppigen Katharina aber, die ihn mit ihrem Lächeln besiegt, war er lammfromm, grämte sich auch nicht darüber, daß ihr der Herr Lenz den Hof machte und er sie in Verdacht mit dessen Bruder hatte. Sein Glaube an sich war unerschütterlich. —

Im Garten des Magisters saßen Reinhold und Förster beisammen in einer immer noch schattigen Laube, obgleich die fahle Hand des Herbstes schon über sie gestrichen hatte und mit ihren Blättern spielte.

„Du liebst sie also, die blonde Maria?" fragte Förster.

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, benenne ich mein Gefühl so."

„Und wirst wieder geliebt?"

„Werd's."

Tief seufzte Georg auf: „Du Glücklicher."

„Weßhalb dies verhaßte Wort? Du weißt, ich kann's nicht leiden. Ich mag nicht glücklich sein! Meinst Du, ich wär's, weil mich ein Mädchen gern sieht? Thor, kann mir das den Stachel aus der Seele reißen, der in mir steckt seit meiner Geburt, den Stachel der Unzufriedenheit, den ruh- und rastlosen, der mich nie zufrieden läßt, selbst im Paradies nicht? Heute Abend hat sie mir das erste Rendezvous versprochen, hier dicht am Garten, unter den alten Aepfelbäumen."

„Und Dich soll man nicht beneiden! Umschlungen von ihren weichen Armen, ruhend an ihrer weißen Brust . . ."

„Lock' mich nicht in den Garten des Genusses. Was soll aus dem Mädchen und mir noch werden? Ich mag's nicht!"

„Thor, was fragst Du nach der Zukunft, wenn Du im Augenblicke selig bist?"

„Du bist mein bester Freund, Georg, aber mit diesem Wort kann ich mich bis jetzt noch nicht befreunden. Mich drängt und zieht ein dunkles Sehnen und Ahnen in die Zukunft, aber die Herrlichkeit derselben scheint mir mit diamantenen Thoren verschlossen, eiserne Ketten hängen daran, und ich reiße an den Ketten und rüttle an den Thoren mit aller, aller Macht; doch die menschliche Ohnmacht muß weichen. Ich kann nicht in die seligen Gefilde schon auf dieser Erde eintreten. Matt krieche ich im Staube vor ihren Pforten herum und winsle . . . vergebens! Aber der

Augenblick — — Ha! könnt' ich mich losreißen von der Zukunft!"

„Wenn Du unglücklich bist, Reinhold, wahrhaft unglücklich, dann wirst Du den Gedanken an die Zukunft aus Deiner Seele verwischen, denn die Hoffnung geht im Unglücke verloren bei Naturen wie die Deine; abwenden wirst Du Dich von den gaukelnden Bildern des Kommenden und Dich anklammern mit beiden Armen an die Gegenwart."

„Wohl möglich, Georg. Doch — kann's noch nicht glauben. Was hat Dich bis dahin gebracht?"

Förster blickte lange auf den Sand zu seinen Füßen — dann sprach er monoton und langsam: „Wir werden Beide jung sterben, Reinhold, das scheint mir gewiß. Unbändigkeit wird uns zu Grunde richten, vielleicht auch etwas Anderes. . . Die Welt wird auf uns schauen, Lenz, Sterbekränze auf unsere Bahre winden, aber jung müssen wir fort von hier; drum laß uns aussaugen mit vollen Zügen, was die Welt Schönes oder Häßliches bietet, denn jung, jung müssen wir fort von hier."

Lenz sprang auf und packte Georg: „Mensch, was prophezeihst Du da! Ist's Wahrheit, ist's Lüge, steckt ein Sehergeist in Dir? Aber Deine Worte haben dennoch einen süßen Klang. Jung müssen wir dahin! dürfen nicht schreiten über die Schwelle der Mannheit, keine Enkel sehen, keine Schüler um uns, die man Weisheit lehrt, in silberwallenden Locken, auf erhabenem

Seſſel! Hol's der Teufel, die Jugend iſt dennoch das Schönſte auf Erden!"

Er eilte fort, Förſter folgte ihm.

Der Herbſt war vergangen, die Blätter hatten im Winde ausgetanzt; was man ſo die letzten ſonnigen Tage nennt, die herauffſteigen in düſteren Nebelſchleiern und ſich ſpäter um ſo herrlicher entfalten mit Vogelgeſang und ſonnigem blauen Himmel, waren längſt dahin. Der Winter hatte ſeinen Einzug gehalten, auch in Dorpat. Schnee lag auf dem Pfarrerhaus, Schnee lag auf dem Garten des Magiſters, — Schnee, Eis.

Wenn der Winter vergangen, ſollte Reinhold fort aus dem ſtillen Pfarrerhaus nach Königsberg. Zwei weibliche Herzen pochten lebhafter bei dem Gedanken, zwei Herzen, die in Liebe für ihn ſchlugen, zwei Schweſterherzen: Käthchen und Marie.

Um die Erſte ſchwärmten noch immer der prachtvolle Jemeljan, der pedantiſche Herr Lenz; aber Beide vergaß ſie über den Reinhold. Was iſt doch der Menſch für ein ſeltſames Weſen! Hätte der Jemeljan für eine Andere Augen gehabt, wie wäre es ihm nachgelaufen, das wilde Käthchen, wie hätte es ihn angeblickt, Stunden lang, um ſeine Blicke auf ſich zu ziehen mit magnetiſcher Gewalt; da er aber zu ihren Füßen huldigte, wie gleichgültig war er ihr, ja, ſie würde es ſich ſogar nicht verdacht haben, den Herrn Lenz einer Andern abſpenſtig zu machen. So buhlte ſie um ein freundliches Wort aus Reinholds Munde, ward faſt raſend vor Verlangen nach Dem, deſſen ſie ſich nicht

rühmen konnte; und hätte er es gethan, hätte er sie sein einzig Mädchen genannt, seine Liebe, sein Alles, wie bald würde die Flamme erloschen sein, die jetzt immer höher empor wuchs. —

„Der Reinhold ist ein seltsamer Jüngling", sagte eines Tages der Pfarrer zu seiner Frau, „so ernst, so still und doch so jach — ich glaube, es ist kein gewöhnlicher Mensch. Ich lasse ihn auch jetzt gehen, ... wo es ihn hin treibt. Er wird schon das Rechte finden. Hab' da neulich sein Stück durchgeblättert, die Liebescomödie, die vom Shakespeare, — kommen allerhand Dinge darin vor, die ein Anderer seinem Sohne aus dem Schädel treiben würde; ich denke aber, es ist besser, er behandelt so etwas offen und ehrlich, als im Geheimen. Lassen von seinen Schreibereien wird er doch nicht und — 's herrscht so ein Ton darin, so ein ganz curioser."

„Ich glaube", erwiderte die Pastorin, „er ist selbst verliebt, der arme Junge, läuft der Maria Bossurin nach, weiß Gott, ob Die ihn wieder lieb hat. Es sieht mir gar nicht darnach aus."

„Denkst Du noch an den Spruch der Wehmutter zu Seßwigen? Als Du am 12. Januar den Reinhold gebarst, Mutter, da schauderte die Alte urplötzlich vor den Zügen des Neugebornen zurück und als ich in sie drang, sagte sie endlich: die Gesichter kenn' ich, die sind zum Unglück geboren, zum Unglück in der Liebe."

Thränen tropften der Pfarrerin die Wangen herunter.

„Ach!“ seufzte sie, „mir wird immer so weh, wenn ich denken soll, daß der Reinhold durch die Welt gehen muß, ohne von einem Frauenherzen geliebt zu werden. ’s ist doch das Süßeste, was die Menschen haben, und das soll meinem Sohn gerade versagt sein! Elend und verstoßen soll er auf Erden wandern und den Himmel vergebens suchen, oder ihn finden in anderen Dingen, die ihm vielleicht zum Bösen gereichen! Armer, armer Reinhold!“

Dem Alten hob sich die Brust schwer und dumpf; er starrte trübe vor sich hin.

„Wer weiß, für was es gut ist. Wem Gott Etwas nimmt, ersetzt er es gewiß durch etwas Anderes doppelt. Wem er die Kräfte des Geistes nimmt, giebt er dafür Gesundheit und Stärke des Körpers. An Gott, Weib, halt’ Dich an, denk’, er läßt auch Deinen Reinhold nicht zu Schanden werden.“

Zur selben Zeit saß in seinem engen, einsamen Stübchen der Magister. Weiße, krystallene Blumen sprießten an den Fensterscheiben empor, erlöschend flackerte das Holz im Kamin. Bossurin saß am Schreibtisch, auf dem viele vergilbte Blätter lagen. Hinter ihm stand der junge Lenz.

„Erklärt mir’s“, sagte dieser dringend, „erklärt mir’s, wie Ihr es meint mit unserer Zeit. Eine Wiedergeburt stände uns bevor?“

„Eine Wiedergeburt, eine frühlingssprossende, knospenreiche Zeit“, wiederholte der Magister; „der Zopf

muß herunter, der Puder verstäuben. Reinhold, kannst Du Dir Menschen ohne Frisuren und gallonirte Röcke denken?"

„Kann's. Seht mich nur 'mal an, trage ich Puder auf dem Kopf?"

„Bist auch eine Ausnahme. Denk', dreißig Jahre herum und Alles verschwunden — Alles: Schönpflästerchen, Puder, Reifrock, Menuett, Blindekuh — Alles, Alles. Sieh', so wird es auch mit der Poesie sein: der alte Zopf muß herunter, frei muß sie ihre Locken schütteln können. Wird zwar noch manchen Kampf setzen, aber sie laufen auch schon mächtig Sturm. Der Lessing, das ist ein Kerl. Junge, hast Anlagen dazu, werd' auch ein Streiter für die neue Poetenfreiheit. 's steckt viel in Dir, Reinhold, aber halte gut Haus damit — und laß mir die Engländer nicht aus den Augen, versprech's mir!"

„Versprech's Dir, Magister, bei meinem Selbst!"

Eine Pause folgte.

„Magister", begann Lenz von Neuem, „Magister, Ihr vertraut mir so viel, laßt mich nun auch Euch vertrauen."

„Was drückt Dich, Sohn?"

„Sohn! hast ein Recht, mich so zu nennen; ich liebe Deine Tochter!"

„Käthchen?"

„Nein, die Andere."

„Stille blonde Maria, kannst Du auch Herzen er-

obern, jetzige Herzen mit Deiner Unschuld? Sie stört mich nie, das gute Kind. Und sie ist Dir gewogen?"

„Sie ist's. Wollt es Dir nicht länger verheimlichen. Zum Frühjahre gehe ich auf die Universität, bin schon achtzehn Jahre alt, drei Monate älter wie sie. Was meinst Du dazu, Magistervater?"

Der Alte lächelte wehmüthig vor sich hin.

„Meine, daß Du ihr doch nicht treu bleibst. Braus' nicht auf, junger Löwe. Bleibst ihr doch nicht getreu. Längst vergangene Zeiten werden wieder in mir wach, wo ich auch schwarze Locken trug und der Aztel höhnte, die mich nun so mild und freundlich bedeckt. Es war auch ein gutes, liebes Mädchen, glaubte, ich könnte sie nie vergessen, hegte ja die rechte Liebe für sie im Busen. Ach, junger Gesell, hab' sie doch nimmer heimgeführt! Treulos. . . . Wirst meiner Maria auch noch treulos, Reinhold."

„Vater!"

„Laß den Shakespeare nicht von Dir, Lenz, 's gibt schöne Mädchen drinn. Laß ihn nicht von Dir, Lenz, wenn Du mich lieb hast und die Maria! Liebe, Liebe — woher sie's nur lernen. . . . Bring es mir aber nicht in der Leute Mund, es ist ein frommes Kind."

„Werd's Niemanden sagen, daß ich sie lieb habe, nur sie allein soll's wissen und Du, Vater, sonst Keiner."

„Und dennoch treulos, treulos!" murmelte der Alte wirr vor sich hin.

In derſelben Nacht noch fuhr Reinhold plötzlich auf: eine kalte, knöcherne Hand legte ſich auf ſein Geſicht — den Magiſter erkannte er im Schneelicht.

„Was willſt Du bei mir, Vater?"

„Will Dir ankündigen, Reinhold Lenz, daß Du die Maria Boſſurin, mein eheleibliches Kind, nimmer bräutlich umfangen wirſt, denn ſie hat ſchon einen andern Bräutigam."

„Was?"

„Einen andern Bräutigam, lang und hager, ſie ſagen, er ſei ein Gerippe; die Griechen meinten, es ſei ein ſchöner Jüngling."

„Den Tod?"

„Hab' ſie heute zum erſten Male ſeit langen Jahren wieder betrachtet. Merkſt Du's nicht, Reinhold Lenz, wie er ihr auf Lippen und Wangen ſitzt, ihr ſogar ſchon aus den Augen lacht? Ei, das giebt ihr ja gerade den eigenthümlichen Reiz, der Dich gekapert hat. Sie ſchwindet! — Marie! Wenn die erſten Blumen im Frühling kommen, mußt Du verwelken! Sei mir nicht böſe, Reinhold Lenz, wegen meines Kindes. Kann ja Nichts dazu! Bin der alte Magiſter, ach Gott! 's thut mir ja ſelbſt ſo leid."

Und von dem Lager des Jünglings, der ſich ſtöhnend mit weitoffenen Augen im ſchrecklichſten Traume herumwälzte, ſchwand der dürre Schemen. Nagende Qualen! Brautvater-Leichenbitter, haſt den Tod Deines Kindes angeſagt dem Bräutigam.

„Sei mir nur nicht böſe, Reinhold Lenz!"

* *
*

Der Magiſter hatte wahr geredet; je mehr der Schnee ſchmolz, je himmliſcher ſchaute Marie darein, die ſtille, blonde Marie, die den Reinhold ſo lieb hatte. Finſter blickte Der und ſtürzte ſich mit toller Kraft auf die Tragödien der Alten. Ohne Schlaf kauerte er des Nachts am Tiſche, bis ihm der Kiel aus den ermatteten Fingern fiel.

Der Paſtor ſah ſtumm dem Treiben zu, die Mutter weinte heiße Thränen über den Liebling, deſſen Kummer ſie wohl ahnte, wenn auch nicht völlig begriff. Mit dem Candidaten und Käthchen war es das alte Spiel.

Der Frühling rückte immer näher heran, die erſten Blümchen mußten bald hervorgucken unter dem Schnee. Theilnamlos ſaß der alte Boſſurin unter ſeinen Büchern, und nur zu Zeiten erſchien ein wehmüthiges Lächeln auf ſeinen vergilbten Zügen, faſt anzuſchauen, wie ein mildes, blaſſes Abendroth.

Reinhold ſaß oft halbe Tage lang bei Marien, wenn er es zu Hauſe nicht mehr aushalten konnte.

Die Zeit kam, wo er mit Georg nach Königsberg ſollte. Ein troſtloſes Scheiden.

Am Vorabend ſeiner Abreiſe war es. Im Pfarrerhauſe ſaßen ſie beim Abendbrode. Reinhold ſtierte auf den Teller vor ſich. . . . Jetzt, jetzt, wo die Welt ſo ſchön wurde, wie Maria, jetzt, . . . elend und ſchwach lag ſie zu Hauſe. Gott helf!

Die Pfarrerin saß trübselig da; morgen sollte sie Reinhold verlieren. Einsilbig unterhielt sich der Vater mit seinem Sohne Lorenz. Da that sich auf einmal die Thüre auf und herein kam der Magister, blaß wie eine Leiche, geknickt, mit schluckfender Kehle.

„Bossurin!“ schrie der Pastor. „Bossurin, was fehlt Ihnen?“

„Reinhold Lenz“, sagte der Alte feierlich, „ich lade Dich vor das Sterbebett der Maria, sie liegt in den letzten Zügen. Die Veilchen blühen schon in Deutschland. Willst Du nicht Abschied nehmen von Deiner Braut? Sie reist heute Nacht noch in's Himmelreich und Du nach Königsberg . . . hihihi, 's ist auch eine Entfernung!“

Der Candidat sperrte Mund und Nase auf. Reinhold erhob sich.

„Es ist unrecht“, sagte er, „daß ich nicht geredet habe, aber es war doch besser so. Jetzt laßt mich zum letzten Male vor ihr knien.“

Er nahm seinen Hut und wollte dem Alten nach.

„So geh' ich mit“, sagte der Pfarrer, „ihr den kirchlichen Trost zu ertheilen.“

Bossurin wandte sich auf der Schwelle um.

„Bleib', Priester!“ rief er. „Mein Kind ist versöhnt mit Gott auch ohne Dich! Stör's mir nicht mit Deinen Hinweisungen auf ein Jenseits, dem die Beweise fehlen. Die letzten Augenblicke seien der Liebe geweiht.“

Sie gingen.

Maria lag auf ihrem jungfräulichen Lager. Schwarz verhängt hatte der Magiſter das Zimmer, daß das weiße Bett mit der weißen Geſtalt darauf ſeltſam abſtach beim Schein des dunſtigen Lämpchens.

„Sie iſt ſchon todt", flüſterte Reinhold.

„Nein", gurgelte der Magiſter, „ſie lebt noch, ſie darf noch nicht ſchlafen gegangen ſein, ſie kann nicht! Hab' nicht umſonſt die Alten beſchworen, daß ſie mir ſie nicht ſterben laſſen. Siehſt Du, wie ſie den Tod abhalten, die pergamentenen Granden. Schlagt ihn ganz in die Flucht! Hat er nicht Opfer genug? Sie können nicht. Eil' Dich, Reinhold, ich ſeh', wie ſie wanken!"

Reinhold ergriff eine kalte, durchſichtige Hand.

„Maria", flüſterte er, „ich bin's, Maria!"

Elektriſch zuckte es durch den reizenden Körper; ſie ſchlug die Augen auf und blickte geiſterhaft um ſich.

„Reinhold", ſagte ſie mit ſchneidend gläſernen Glockentönen, „ich habe Dich geſehen der erſten Einen, aber Du fielſt . . . wie unſere Glückſeligkeit — jetzt iſt's am Ende damit. Sei fromm, Reinhold, ſei fromm und hab' die Todten lieb, die Todten!"

Sie war verſchieden.

„Bin ich ihr nun noch treulos geworden, Alter?" ſchrie Reinhold, den Magiſter vom Boden aufreißend, auf den er geſunken.

„Nein", ächzte der Magiſter mit klapperndem

Munde, „hast Dich wacker gehalten; aber es war auch ein schöner Traum mit meiner Marie!“

Lenz riß sich los und eilte fort.

Am andern Morgen in aller Frühe ritten Zwei im Nebel und Regen zum Thore hinaus, trüb und verdrossen. Dem Einen war eben nochmals die Mutter entgegengeschwankt und hatte geklagt, daß sie ihn nimmer wiedersehe. — Als die Sonne aber im Nebel am Himmel schwamm, da richtete er sich hoch in den Bügeln auf, winkte ihr zu und rief:

„Nach Dir gestrebt!“

II.

Ramler und Nicolai.

Die deutschen Poeten lagen im Sande und schlugen in ihrer Flachheit gar possierliche Trillerchen, oder sie lasen, geschminkt und geschnürt, in den Tragödien des Britten, der ihnen gar nicht behagen wollte, da er nicht geschnürt und geschminkt war, wie sie, die Schönpflästerchenpoeten. Natur konnten sie nicht vertragen; wo die sich blicken ließ, prallten sie erschrocken zurück, denn sie wollten eben nicht erkennen, wie tief sie gesunken, wie weit sie von ihr abgekommen waren. Schnell einen Schleier darüber, oder sie gar ausradirt mit superfeinem Federmesser und vergessen im Traum der Sarabanden auf grünen Wiesen!

„Was ist das für albernes, fades Geschwätz da im Romeo, wie ordinär und zwecklos. Herunter mit ihm! herunter!“ Und sie machten wohl gar eine Pariser Operette aus dem Stück, „das die Liebe selbst dictirt“, oder ein bürgerliches Trauerspiel mit dem einzigen

Citat aus Shakespeare: „Es ist die Nachtigall und nicht die Lerche."

Sie hatten ihn gut zusammengeschnürt und über pudert mit dickem Mehlstaub, daß Nichts mehr davon zu erkennen war wie ihrer Hände Arbeit.

Lessing trat mit seinen kritischen Blättern auf, gegen den die alten, bösen Poetenphilister gar heftig demonstrirten, auch gar schaale Verslein schrieben, wie zum Beispiel:

Der Teufel kam auf Erden
Und wollt' ein Klempner werden,
Da hatt' er keinen Messing
Und holt den Hofrath Lessing.

Ja, der Hofrath Lessing — er gefiel ihnen nicht; sie überantworteten ihn dem Teufel, zum Dank, daß der Mann ein deutsches Lustspiel, eine deutsche Kritik, eine deutsche Schreibart geschaffen! Den Herder blickten die Zopfdichter wehmüthig an, er war milder, sanftmüthiger wie der Herr Hofrath. Klopstocks Bardengesänge verschlangen ihr Gewisper. Eine neue Aera tauchte herauf und das waren die Männer, die sie begründen sollten.

Andere standen da, die schlugen auch gar nicht übel ihre Instrumente, glaubten sie seien Venusianer, waren aber nur Kolberger, wie Karl Wilhelm Ramler, oder spitzten kritische Crayons, die ihnen in der Mitte abbrachen, wie Nicolai. Die waren weit bekannt und berühmt und besonders berüchtigt der Letztere, der ein so gottloses Maul hatte und so gräßlichen Unsinn her-

vorſchrie und Alles ausgeſtrichen haben wollte, was ihm nicht gefiel.

Kein gebildeter Fremder, der durch Berlin kam, ſchied, ohne verſucht zu haben, dieſe literar-hiſtoriſchen Thiere zu ſehen. So mochte es auch kommen, daß der ſchlanke, blonde Menſch, der mit noch zwei anderen Herren im „Schwanen" abgeſtiegen war, ſich nach der Wohnung Ramlers erkundigte.

„Der Herr Profeſſor wird jetzt nicht mehr zu ſprechen ſein", meinte der Kellner. „Es iſt ſchon etwas ſpät, er wird in der „Montagsgeſellſchaft" ſein. Wollten Sie ſich etwa morgen vor Tiſch hinbemühen?"

„Ich denke auch, Herr Doctor", ſagte der Eine ſeiner Begleiter, „Sie ſchieben es bis Morgen auf; die Reiſe wird Sie angegriffen haben."

„Ja", fiel der Zweite ein, „mit Ihrem ewigen gelehrten Disputiren! Hab' ein Paar Flaſchen Wein beſtellt, wollen Eins bechern."

„Haben die Herren ſchon die Zeichnung des genialen Herrn Chodowiecky geſehen", fragte der Kellner, als er den Wein brachte, „wo er Herrn Ramler fatal macht?"

Hierbei legte er ein Blatt auf den Tiſch, auf welchem Kleiſt im Sarge liegend dargeſtellt war, Ramler daneben, ihn raſirend. Darunter ſtanden die Worte „Laſſet die Todten ungeſchoren!"

Es bezog ſich auf Ramlers heilloſe Manier, die Gedichte todter und lebender Dichter umzuarbeiten und ſo den Leſern vorzuführen. An alle, die nur irgend-

wie Bedeutung hatten, legte er sein Barbiermesser an und stahl ihnen den Bart, daß sie fremd und verändert in die Welt starrten, unkenntlich gemacht durch den Raub ihrer Eigenthümlichkeit.

„Wie kommt Ihr zu dem Bilde?" fragte der Herr Doctor Lenz.

„Herr Chodowiecky verkehrt häufig unten in der Wirthsstube und hat die Zeichnung, als sie ihre Dienste geleistet, Madame verehrt", sagte der Kellner.

Er nahm sie wieder sorgfältig auf und Lenz schenkte seinen Telemachen die Gläser voll, denn wir sehen ihn hier im Jahr 1770 als Mentor wieder. Er, der Königsberger Bursch, Mentor von zwei kurländischen Edelleuten, nicht viel jünger, als er selbst, die er auf die Universität Straßburg begleiten sollte! Er ist älter geworden an Jahren und Aussehen. Seit er vom Hause schied, hat er Manches zu Grab getragen und manches Neue ist in seinem Gemüthe aufgesprießt. Er ist sich seiner Stellung bewußt. Meint Ihr vielleicht einen Informator zu sehen? Error! Bald werdet Ihr ihn die Hofmeisterjacke seltsamerweise abschleudern sehen und hervortreten in der —
Doch die Katharina von Siena ist noch nicht geschrieben.

Nachdem sie sich erfrischt hatten, schlenderten sie in's Freie. Berlin bei Tag ist groß, Berlin bei Nacht noch größer. Die unabsehbaren Häuserreihen wollen kein Ende nehmen; eine lange Straße verläßt man, in eine längere biegt man ein; man sieht es an dem

Lichtergeflimmer. Große, gigantische Kirchen, Märkte, Plätze. Allenthalben Wagengetöse, Fußgänger, Hallohs von verspäteten Reitern. Müde und matt fanden sich die Drei endlich wieder nach Hause. Lenz überließ seine Zöglinge sich selbst und ging in sein Zimmer. Die Fenster des Eckhauses, die er inne hatte, gingen in eine schmale Gasse hinaus, gegenüber ein hohes Gebäude, dunkel und ausgestorben mit verschlossenen Fenstern von oben bis unten hin.

Lenz warf sich in einen Lehnsessel und starrte in die Nacht hinaus; die Gedanken an Vergangenes fingen sich an bei ihm einzustellen, wie sie es gewöhnlich um diese Zeit thaten.

Gewaltsam suchte er sie heute zu verscheuchen, aber verdoppelt kehrten sie zurück. Er sprang auf, machte einen Gang durch das Zimmer und wollte sich eben Licht anzünden, um noch zu lesen, da fiel ein heller Schein von drüben über seine Schulter an die Wand; er drehte sich um und sah, daß ein Fenster in dem dunklen Hause geöffnet war; in dem Gemach drüben konnte er Alles erkennen.

Prächtige, altmodische Möbel, hohe ernste Stühle mit geschnörkelten Beinen, ein seidenes Polsterbett; auf dem runden, eichenen Tisch ein brennender Armleuchter.

Verwundert blickte Reinhold hinüber, da öffnete sich eine Thüre und herein trat eine Frauengestalt im weißen Nachtgewand, das lose um die schönen Glieder

wallte, schwarze Locken fielen auf den blendend weißen Nacken herab, rosig überhauchte Arme ließen sich sehen, nur halb vom Aermel überdeckt; vor ihrem Antlitz aber trug sie eine Maske mit einem langen Tafftbart. Sie nahm auf dem Polsterbette Platz und Reinhold meinte, sie sähe ihn mit zwei glühenden, kohligen Augen an. Nach einer Weile stand sie wieder auf und wandelte im Zimmer auf und nieder. Er glaubte, sie reden zu hören und öffnete leise das Fenster.

Am Fenster drüben blieb sie jetzt stehen und winkte mit weißem Arm.

„Komm' herüber, Du bleicher Freiersmann, komm' herüber! Die Nacht ist so still und kühl, mich frierts; ich will mich wärmen in Deinen Armen! Komm', komm'!"

„Wer bist Du? zeige mir Dein Angesicht!"

„Laß mich sein, wer ich mag! Komm' nur, komm' Bin ein schönes Mädchen, ich schwör's Dir — kann Dich liebkosen, wie jemals Eine. Komme zu mir!"

„Nein."

„Unerbittlicher!"

„Weise mir Dein Angesicht!"

„Aber dann auch Erbarmen! Erbarmen! Verstoß' mich nicht wieder! Folge mir um Deinet- und meinetwillen, machst mich sonst so unglücklich! Hörst Du die Geister, die mich umschwirren? Ein Kichern, Gelächter

und Stöhnen, ſo wild durcheinander! Frieden, Reinhold, Frieden!"

„Wer biſt Du?"

Sie trat einen Schritt zurück, daß das Licht der Kerzen voll auf ſie fiel und nahm die Maske ab; ein wundervolles Geſicht ſchaute hervor. „Katharina!" —

Lenz riß fluchend die Vorhänge zuſammen und warf ſich auf's Bett.

Von drüben wehte noch ein heller, weher Schrei durch die Nacht — dann war Alles ſtill. —

Frühzeitig am andern Morgen wanderte Lenz ſchon fort, ein gedrucktes Exemplar ſeiner „Landplagen", die er in Königsberg verfaßt, in der Taſche. Er mußte unter Menſchen, unter fremde, nie geſehene Menſchen, und disputiren, daß etwas Anderes in ſein Gehirn kam.

Um die beſtimmte Stunde ging er zu Ramler. Der Herr Profeſſor war zu ſprechen. Lenz trat ein.

An einem Tiſche ſaßen zwei Männer und arbeiteten. Der Eine war ziemlich nachläſſig angezogen und hatte ein gutmüthiges, deutſches, cordiales Geſicht. Ramler ſtand damals im fünfundvierzigſten Lebensjahre und war Lehrer der Logik bei dem Cadettencorps. Der Andere war von gröberem, rüpelhafterem Ausſehen und unterſetzter Statur. Sie ſchienen vorerſt keine Rückſicht auf den Eingetretenen zu nehmen.

„'Nen Reim auf Chloe", ſagte der Eine halblaut.

„Beroe", flüſterte Ramler; „es iſt nur wegen des Accentes —"

„Thut Nichts", sagte der Andere selbstgefällig. „Hier steht's schon. Es muß wohl gut sein, wenn ich's schreibe. Weiter."

„Kassander."

„Da reimt sich Philander d'rauf, das ist doch 'mal klar", sagte der Mitarbeiter mit grober Stimme.

„Ich dachte an Neander."

„An den getauften Juden in der Spandauergasse. Hast wohl Grund dazu, den zu verewigen?"

Ramler erröthete und schrieb seinen Namen ein.

Lenz sah erstaunt dem seltsamen Treiben zu. Da die Beiden thaten, als sei er nicht vorhanden, so beschloß er, ein Gleiches zu thun; er schlenderte an den Wänden hin und betrachtete die Bilder, die aufgehängt waren. Besonders eins gefiel ihm: in einer Dünengegend saß eine Frauengestalt, spielte auf einer Leier und sang dazu, in der Ferne schlugen zwei Heere auf einander, hinter denen sich eine Stadt erhob. An der Frauengestalt vorüber, den Kämpfenden zu, eilte ein geflügelter, gerüsteter Mann. Lenz suchte vergebens nach der Bedeutung.

„Die geehrten, komischen Bürgernamen auf morgen", hörte er hinter sich sprechen. „Sapienti sat für heute. 's wird aber wundervoll, Ramlerchen."

Sie arbeiteten an einem neuen Reimregister, da ihnen das Hübner'sche nicht gut genug schien Sie schlugen die Bücher zu und spritzten die Federn aus.

Ramler stand nun auf und klopfte Lenz freundlich auf die Schulter.

„Nicht wahr, ein ausgezeichnetes Bildchen?“

„Ja“, erwiderte Reinhold, ohne sich umzusehen, „mir nur höchst unverständlich.“

„Wo haben Sie studirt?“

„In Königsberg.“

„Hm, hm, hätten lieber nach Halle gehen sollen. Was für ein Landsmann?“

„Livländer.“

„Hätten Sie in Halle studirt, wüßten Sie auch, was es für eine Bewandtniß mit dem Bilde hat, denn der Vaterlandsgeist ist schlecht in Königsberg vertreten. Sehen Sie, das ist die Nymphe Persante, wie sie mein Lied singt, dort hinten kämpfen die Preußen gegen die Russen und Schweden, hier vorne das ist mein Perseus, wie er die Stadt Kolberg entsetzt; der Helm, den er trägt, ist der Pluto's, die Flügel sind die Merkur's, der Speer, den er schwingt, gehört der Minerva. Alles das bedeutet, nun, was wohl?“

„Die heimliche, schnelle, tapfere Hülfe, die dem Commandanten der Stadt geleistet wurde“, fuhr Lenz lächelnd fort.

„Ha“, lächelte Ramler selbst, „so haben Sie mein Gedicht nebst Noten gelesen? Das ist schön. Sie heißen Lenz?“

„Reinhold Lenz.“

„Und Sie reisen nur durch Berlin?“

„Mit zwei Kurländern, die ich nach Straßburg begleiten soll.“

„Wissen Sie auch, von wem das herrliche, unübertreffliche Bild da ist?"

„Ich muß meine gänzliche Unwissenheit zugestehen, Herr Professor."

„Das herrliche, unübertreffliche Bild ist von meinem Freund, dem Maler Bernhard Rode. Haben Sie schon etwas von ihm gehört?"

Lenz kannte die Schwäche Ramlers für seinen Freund und wollte ihm gern die Freude gönnen, Rode gelobt zu hören.

„Wer sollte den nicht kennen, Herr Professor; Bernhard Rode, ein großer Geist."

„Ja", bestätigte Ramler, „der größte Maler der Welt. Sie brauchen nicht etwa zu denken, daß ich ihm den Stoff geliefert; Gott bewahre! mein Gedicht ist erst durch sein Bild entstanden, meine Note nach seiner Erfindung. Haben Sie vielleicht poetische Versuche gemacht?"

Lenz zog sein Heft hervor und überreichte es Ramler.

„Die Landplagen", las dieser, „ein Gedicht in sechs Büchern nebst einer Ode an Katharina II., Kaiserin von Rußland. Ein seltsamer Titel von originellem Klang."

Er blickte flüchtig hinein.

„Schaurig und wild — die gewöhnliche Manier junger, aufstrebender Genies", wandte er sich an seinen Mitarbeiter, der hinzugetreten war.

„Und kurz behandelt, wie mir scheint," sagte dieser. „Es ist ein rechtes Unglück, die jungen Leute

verstehen gar nicht mehr, ein Buch durch interessante Episoden zu verlängern, daß es doch 'nen Umfang giebt."

„Puh!" flüsterte Ramler schamroth, „was für eine Stelle hier, wie alles Gefühl beleidigend, so wild und wüst Alles. Gleim, Gleim, was würdest Du dazu sagen? O unsere candide, ehrbare Lyrik!"

„Das ist noch das Geringste", fiel der Andere ein, der einen Blick in das Gedicht geworfen hatte, „denn ich bemerke mannichfache Fehler in der Silbenquantität. Will da ein jeder Federfuchser seine Kleckse 'neinschlenkern in die deutsche Poesie und weiß noch nicht 'mal, wo eine Cäsur zu machen. Sie haben studirt, Herr, nicht wahr? Nun sehen Sie mich 'mal an, ich bin nur ein ganz gewöhnlicher, gemeiner Kerl, ein simpler Bürgersmann und verfertige Ihnen das Alles aus dem ff, daß auch nicht ein J-Tüpfelchen daran falsch ist. Wissen Sie, wer ich bin?"

„Hab' nicht die Ehre", sagte Lenz, einigermaßen verblüfft.

„Ich heiße Nicolai, Herr, und bin Buchhändler und Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek. Sehen Sie mich nur recht an, denn so was sehen Sie nicht alle Tage. Ich bin der Mann, bei dem Lessing in die Lehre gegangen ist, Lessing, der Freigeist, und der Jude Mendelssohn. Vielleicht läßt sich aus Ihnen auch noch so Etwas machen. Bleiben Sie hier, junger Mann, und folgen Sie meinen Rathschlüssen, dann wollen wir das Weitere schon sehen."

Lenz ſtarrte den großen Mann, wie er zu Zeiten beurtheilt ward, obgleich er nur ein „Berliner badaud“ war, an, ohne ihm ſeine Worte übel zu nehmen, denn was den erſten Geiſtern widerfahren, konnte auch er hinnehmen.

„Werden Sie mein Famulus! Was? Sehen Sie, ich hab' ſo wenig Zeit, all' das Betreffende zuſammenzuſchreiben, all' den ſchrecklichen Unſinn, den Sie in die Welt ſchwatzen, zu widerlegen — ach, und die Kirchenverbeſſerung nach welcher ein jeder Laie mitdisputiren kann, liegt mir ſchwer im Magen. Was? Ich, der große Nicolai biete Ihnen meine Hand an, will aus ſo 'nem kaum flüggen Spatz 'nen Falken machen.“

Lenz ſann eine Minute nach; er ſchlug nicht ein, denn er war jetzt Herr des Augenblickes geworden.

„Lieber ein elender Sperling mit eigenen Flügeln, als ein Falke, dem ein Anderer den Fittig ausgeſtopft.“

„Pah“, machte Nicolai, „ſo nehmen Sie ſich in Acht, junger Laffländer; wenn Sie einmal wieder was in Druck geben, werde ich's Ihnen gehörig aufmutzen. Verſtanden?“

„Nicht ſo voreilig, Nicolai“, flüſterte Ramler, „es ſcheint ein Ingenium.“

Und zu Lenz gewendet, ſo recht von Herzen gutmüthig und liebevoll: „Lieber, junger Freund, Ihr Gedicht, von dem ich den erſten Geſang durchflogen, iſt nicht ohne Gutes, es iſt gewaltig und eigenthümlich geſungen; aber das Beſte ſcheint ihm noch zu fehlen:

die Hand eines weiſen Beurtheilers, die dem jungen Füllen Einhalt thut, wenn es, von zu reicher Weide genährt ausſchlägt. Geben Sie's mir, ich will's mit ausgemerzten Schäden von Neuem herausgeben. Und dann auch: keine einzige Note, nichts Erklärendes unten an den Seiten zu dem und jenem Wort; will das auch noch beſtellen. Sind Sie's zufrieden?"

Lenz zögerte einen Augenblick, das Bild Chodowiecky's ſtieg vor ihm auf: Kleiſt im Sarge. Er ſchüttelte den Kopf.

„Es thut mir in der Seele leid, Herr Profeſſor, aber ich kann's nicht; die Seele ging mir entzwei. Geben Sie's mir wieder; es mag ſo bleiben mit all' ſeinen Gebrechen und Krankheiten und auch ohne Noten, Herr Profeſſor."

Langſam gab ihm Ramler das Manuſcript zurück, Nicolai aber rief: „Hat ſich's der Kleiſt, der Logau und der Lichtwer gefallen laſſen müſſen, unſer Beſchneiden, kann Er's auch."

Lenz verbeugte ſich höflichſt.

„Gewiß", ſagte er mit flammenden Augen, „gewiß, wenn ich Kleiſt oder Logau wäre, ſo aber bin ich zufälligerweiſe Lenz und will Lenz bleiben bis an meinen Tod! Leben Sie recht wohl, Herr Profeſſor."

Er ging; hinter ſich hörte er Nicolai ſpucken: „Auf lenzerich reimt ſich Gänſerich, Ramler."

Das waren die beiden Männer alſo, von denen ſo viel geredet wurde. Er hatte ſie in nächſter Nähe betrachtet und wen hatte er gefunden? einen lyriſchen

Abendſtrahl und einen mit göttlicher Grobheit begabten Abſprecher. Nicolai mußte eben der badaud ſein, der er war, und konnte eben auch nichts Anderes ſein. Ramler hingegen wäre vielleicht ein größerer Dichter geworden und beliebter bei ſeiner Nation, hätte er ſich liebend mit einem Weibe verbunden. Der arme Ramler! verheirathet war er nie, und als ihn einſt Göcking fragte, ob er nie eine Geliebte gehabt habe, flüſterte der keuſche Ramler: „Verliebt habe ich mich wohl, aber ohne meine Liebe zu geſtehen.“ Das fehlte ihm und ſeinen Liedern: Liebe! Er bebte vor dem Gedanken zurück, ſich in den Armen eines Weibes zu ſehen und vermied ängſtlich jede Gelegenheit, die ihn dahin gebracht hätte.

Lenz wanderte, in tiefe Gedanken verſunken, fort, ſeine Landplagen immer noch in der Hand. Keine Noten darunter, haha! Zu den Landplagen zierliche Noten geſchrieben — das wäre was Rechtes!

„Laßt uns dies Berlin fein bald verlaſſen, meine Söhnlein“, ſagte Lenz zu ſeinen Zöglingen, „es iſt mir unheimlich in ihm geworden und ſonderlich hier im Schwanen. Wollt Ihr Euch die Stadt betrachten, ſo habe ich mit dem Wirth geſprochen, der mag mit Euch gehen; und dann nennt mich in der Folge ‚Herbſt‘ ſtatt Lenz, da ich Jemand von meiner Spur abbringen will.“

Verwundert blickten ihn die Beiden an. Er ging in ſein Zimmer, verhängte ſorgfältig die Fenſter und

nahm ein Buch in die Hand. So blieb er den ganzen Tag.

Ganz früh am anderen Morgen brachen sie auf.

Ihre Reise ging schnell von Statten, an keinem Orte rasteten sie lange, denn Lenz hatte Eile. Schon dicht hinter Berlin hatte er bemerkt, daß man ihm folge. Er steckte sich, bei dem ihm angebornen Hang zum Intriguanten, in Bedientenkleider — und Alles war ruhig. Schon glaubte er, daß er sich getäuscht habe, da tauchten in Franken wieder verdächtige Zeichen auf. Er machte die größten Anstrengungen, um seine Verfolger auf eine falsche Fährte zu bringen, denn er wollte nicht, daß ein Arm aus seinem vergangenen Leben sich hineinstrecken sollte in das neue. Oder fühlte er sich zu schwach, zwei glühenden Augen zu widerstehen?

Auf der Haide bei dem Dörfchen Rothenbusch sah er einen Wagen mit zwei prächtigen Schimmeln bespannt langsam hinter ihnen herfahren. Alle Drei machten Halt und ließen das Fuhrwerk an sich vorüberrollen. Ein eingehüllter Kutscher saß auf dem Bock, innen bewegte es sich wie in Frauenkleidern.

„Gott's Tod!" rief der junge Wilhelm, „das Gespann Schimmel hab' ich schon irgendwo gesehen — und die seltsam prachtvolle Karosse. Ich hab's — in Berlin fuhr sie aus dem Thorweg gegenüber dem Schwanen. Der Wirth sagte, das Haus gehöre einem reichen Russen, der kürzlich gestorben sei — Jemeljan —"

„Olkonskoi!" schrie Reinhold.

„So nannte er ihn, Doctor Herbst."

„Ich muß mir Ruhe verschaffen," stöhnte dieser. „Sprengt Eure Rosse an der Karete vorüber, wie die Windsbraut!"

Lenz ritt hinterher, er warf einen Blick in die Kutsche, nur einen einzigen Blick, dann riß er eine Pistole aus dem Halfter und feuerte sie über die Pferde ab. Hoch bäumten sich diese empor, warfen sich herum und jagten wild mit dem Wagen in die Mondscheindämmerung hinaus.

Lenz trabte den Anderen nach. Von der Zeit an hatte er Ruhe. Sie reisten zwar ein paar Tage lang, ohne zu rasten, aber es war unnöthig. Sie kamen in Straßburg an, ohne etwas Verdächtiges von Rothenbusch aus bemerkt zu haben.

III.

Der Telemach.

O Straßburg, o Straßburg, du wunderſchöne Stadt!
Darinnen liegt begraben ſo mancher Soldat,
— — — — — —
Der ſein' Vater und Mutter verlaſſen hat.

Die drei neuen Straßburger Gäſte bezogen eine Wohnung nahe dem Dom.

Die beiden Kurländer waren aus einem vornehmen, alten Geſchlecht. Ihr Vater hatte zufälligerweiſe Lenz in Königsberg kennen gelernt, Wohlgefallen an ihm gefunden und ihn ſeinen Söhnen zum Mentor gewählt.

Der Aeltere, Albert mit Namen, war ein ſchlanker, gebildeter Jüngling, ein intelligenter Kopf, dem es unter den dunkeln Locken nur ſo glühte und ſprühte vor lauter Lebensdrang — aber die Scheidewand des Knabenalters war noch nicht durchbrochen. Der andere Bruder, Wilhelm, war ein vierſchrötiger, nachläſſiger

Gesell, flach und unbeholfen und stach sehr gegen Albert ab.

Lenz hatte die Zeit über die Poesie nicht oft zum Ausbruch kommen lassen; er trug sie lieber heimlich mit sich herum, hegte und pflegte sie in seinem Innern und gedachte mit ruhig glühender Freude an die Zeit, wo er gereift wäre, wo er mit seinem Kranze hervortreten würde, mit seinem Blumenkranze, der sich vielleicht zum Lorbeer gestalte. In Königsberg hatte er in den zwei Jahren die Landplagen geschrieben und Pope's Essays on Criticism. in Alexandrinern übertragen.

In Straßburg wollte er sich nun mit den besten Vorsätzen wieder an die Uebertragung Shakespeare's machen, die er seit Dorpat hatte liegen lassen. Förster, sein getreuer Schildknappe, war nach Hamburg verschlagen worden, und hatte seit Jahr und Tag nichts von sich hören lassen.

Lenz wollte den Deutschen sogar einen lebenden Shakespeare geben, den einzigen seiner Nation, in sich selbst. Er wollte sich hinaufschwingen in die Wolken mit ungeheuren Geierfittichen, die Menschen packen und sie zu Boden schleudern, vor sich auf die Knie, mit seinen dargestellten Leidenschaften, daß sie bitten und beten sollten: „Lenz, großer Lenz, zermalme uns nicht mit Deinen furchtbaren Ideen. Wir fühlen uns ja so klein gegen Dich, so armselige, nichtige Würmlein, und Du nur bist der Große."

Jacob Michael Reinhold Lenz??!

Seit drei Monaten trug er sich mit dem Plane zur Katharina von Siena.

Ueber Lenz wohnte ein Offizier der Straßburger Garnison, der Hauptmann Mary, ein lustiger Bruder mit einer pfunddicken Kupfernase, die er schwur, schon in hunderttausend Gläser weißen, gelben und rothen Weines gesteckt zu haben; ein Soldat nach dem alten Schlag, Lothringer von Geburt und eine ehrliche Haut.

Bei Lenz führte er sich folgendermaßen ein: Jeden Abend bis spät Nachts herrschte der entsetzlichste Scandal über der Studirenden Häupter, Orgien der Offiziere, daß Lenz keine ruhige Stunde verleben konnte und um diese Zeit arbeitete er gerade am liebsten. Er äußerte sich unwirsch darüber gegen den Hauswirth und dieser versprach, dem Hauptmann die Beschwerde mitzutheilen.

Abends danach, so um die zehnte Stunde, begann der tolle Tumult nur stärker: wüste Lieder wurden deutsch und französisch gebrüllt, Mädchengelächter dazwischen, Sporengeklirr und Säbelgerassel. Unfug aller Gattung. Lenz drohte der Kopf zu zerbersten; er dichtete an einer Comödie: „Der Hofmeister," und nun das Getobe. Er konnte zu keinem ruhigen Gedanken kommen. Schon wollte er seine Zöglinge Gott befehlen, den Hut aufstülpen und forteilen — da kam es die Treppe herunter mit entsetzlichem Gepolter, Gepfeife und Gesinge. Die Thüre ward aufgestoßen und herein rollte ein Weinfaß, auf dem der Hauptmann Mary rittlings saß, ein leibhaftiger Dyonisos

und hinter ihm drein strömte ein Schwarm junger und alter Offiziere und Mädchen als Bacchanten und Bacchantinnen.

„Evoe! Evoe!“

Sie schwangen die Thyrsusstäbe und umtanzten in den groteskesten Sprüngen den Vater Mary. Lenz und seine Knaben sahen erstaunt dem Spektakel zu. Endlich nach weiblichem Herumrasen hielten sie inne und der Hauptmann nahm das Wort: „Oeffne das Maul, Magister,“ sagte er „und bringe vor, was Du zu sagen hast gegen die Feste, die ich allnächtlich in meinem Tempel begehe.“

Reinhold sah, daß er sich hier mit ernsten Redensarten nur lächerlich machen würde, deshalb stimmte er in den nun einmal angeschlagenen Ton ein: „Hochgelobter Straßburger Traubengott, der Du in vollmächtiger Leibesfülle um ein Erkleckliches Deinen großen Gevatter übertrifft, ich grüße Dich — jedoch zu ungelegener Stunde rückst Du mir mit Deinen Straßburger Gänsen und Eseln des Silenos, den Du selber dafür zu Hause gelassen hast, in mein stilles Asyl. Meinst Du, ich taumelte, Einer Deiner Jünger, um Deinen Wagen herum, so irrst Du, und glaubst Du etwa, diese unschuldigen Adonisburschen Deinem Cultus gewinnen zu können, so irrst Du wieder, denn sie stehen unter dem Schutze der blauäugigen Minerva, Deiner Feindin. Kehre deshalb um und beglücke andere Sterbliche mit Deiner Nähe.“

„Wohlgesprochen, Magister Frühling,“ erwiderte

der Hauptmann. „Man ſieht, daß Du ſtudirt haſt, denn Deine Rede iſt von eben ſo gutem Klang, als ſie von ſchlechter Anwendung iſt. Du willſt mich vertreiben, mich, den Gott der Freude, und willſt ein Poet ſein, wie ich vernommen? Glaube nicht, daß ich mich nach Deinen Worten richte, denn Deine ſchlechte Stätte iſt einmal heute zu meinem Feſte erkoren, und was Deine Küchlein betrifft, die da hinten ſo lüſtern vorlauſchen nach den Tänzerinnen, ſo habe keine Sorge. . . . Zieht ſie mit in den Reigen und beginnt von Neuem!“

„Evoe! Evoe!“ jauchzte der tolle Schwarm und Lenz ſah ſeine beiden Anvertrauten von zwei üppigen Geſtalten in den Reigen geriſſen. Was für ein Schwirren was für ein Toſen, ein Bändergeflatter — ein Wogen und Pochen und Umſchlingen in ausgelaſſener, unbändiger Tollſucht. Nur die Meſſer noch her, um euch Wunden zu reißen, daß ihr die ſüße Wonne des Schmerzes empfindet! — Sie ſchlagen ſich mit den Thyrſusſtäben.

Der Mentor ließ ſich auf einen Stuhl nieder; er ſah ſtillſchweigend den Dingen zu, da er doch nichts daran ändern konnte.

Mary nickte ſchmunzelnd und klatſchte auf ſeinem feiſten Bein den Tact zum Tanze.

Ermattet ſanken zuerſt die beiden Kurländer nieder; ſie wurden wieder emporgehoben und mußten noch eine Weile mitſpringen — da war es zu Ende — zu Paaren ſanken ſie auf den Boden nieder.

„Jetzt dem Trunke gefröhnt, theure Genossen!“ rief Mary. „Her die Becher!“

Ein Körbchen mit diesen ward herbeigebracht. Jeder der Anwesenden schwang einen in bebender Hand.

„Kommt jetzt her zu mir Alle,“ fuhr der Hauptmann fort, „die Ihr mühselig und beladen seid und seht, wo sich Bartels den Most holt. Vergeßt auch nicht, die beiden Knäblein herzuleiten und ihren Gouvernator.“

„Ich trinke nicht!“ rief Lenz bestimmt.

„Holla!“ lachte Bacchus, „ist das Subordination? Du sollst mir wohl trinken müssen, Frühling? Deine Würde als Mentor hat Dich von meinem Tanze ausgeschlossen, von meinem Trunke aber spricht Dich Zeus selbst nicht frei.“

„Wein ist Göttergabe —
Sterblicher, genieße sie!
Liegst Du erst im Grabe,
Leerst Du Becher nie!“

sang eine melodiöse Männerstimme aus dem Chor.

„Poeten sind ja stets Freunde der munteren Rebe gewesen.“

„Er ziert sich nur!“

„Natürlich; neulich hab' ich ihn im „heiligen Geist“ einen ganzen Humpen leeren sehen — er war ganz begeistert davon.“

„Schenkt ihm ein!“

„Schenkt ein!“

Eine krystallene Schaale ward ihm von drei reizenden Mädchen dargebracht.

Er wies sie zurück.

„Bin ich Dir nicht schön genug," flüsterte die Verlockendste der Kredenzenden, „daß Du den Trunk von meinen Lippen verschmähst? Sind meine Schwestern Dir nicht schön genug? Der süße Boden Frankreichs hat uns doch geboren. Sind die Mädchen im Schneelande etwa schöner?"

Mit der einen Hand hielten sie die Schaale, mit der andern umschlangen sie ihn.

„Trinke!"

Lenzens Pulse fingen an wild zu werden. Er nahm die Schale an seinen Mund und leerte sie.

„Er hat getrunken!" jubelten die Mädchen. „Er ist unser!"

Er riß die Eine von ihnen in seine Arme und küßte sie flammend.

„So recht! So recht!" schrie Bacchus und der Chor „Er ist aufgethaut! Lob's mir!"

„Sing' uns ein Lied, Desrosiers!"

„Ja, ein Lied! Ein Lied."

Der Angerufene, der Sänger von vorhin, war ein junger, schlanker Gesell mit hochgewachsenen Gliedern, sein Antlitz war fein und graziös, schwarze Locken trug er phantastisch um den Kopf gesteckt. Ueberhaupt kleidete ihn die lose, bacchantische Tracht vorzüglich.

„Nach welchen Accorden verlangt der Meister?" fragte er.

„Ein alt-neues Lied, Desroſiers, und geſchwind, nicht lang beſonnen; Du weißt, ich liebe das Zaudern nicht!“

„So ſing' ich Euch eine Ode Anakreon's vom Abbé Le Blanc, ein altes Lied, in unſerm Kreiſe neu.“

Höret, liebe Bacchusſöhne,
Bin zum König eingeſetzt,
Bringt mir Weinlaub, das mich kröne,
Denn ich geb' Geſetze jetzt.

Meines Reiches weite Grenzen
Geh'n vom Schank zum Speiſeſaal;
Ruhmvoll will ich dann nur glänzen,
Wenn man leeret den Pokal.

Nehmt die Becher in die Hände,
Trinkt auf einen Zug ſie aus;
Denn der Gott vom Rebgelände
Wird verehrt in Saus und Braus;

Her zu meinem Throne bringe
Man ein Faß, gefüllt mit Wein —
Und der Scepter, den ich ſchwinge,
Mag ein Stab des Thyrſus ſein.

Anſtatt Treue mir zu ſchwören,
Hörſt Du's, Bacchus-Brüderſchaft,
Magſt Du Dich im Wein bethören,
Auf mein Wohl im Rebenſaft!

Trinkt, das iſt's, was ich befehle,
Trinkt, bis Jeder niederſinkt;
Meinen Thron, bei meiner Kehle,
Nehme, der am beſten trinkt!“

„Bravo! Bravo!“ erſcholl es rechts und links.

„Ein famoſes Liedchen, ein ausgezeichnetes Gedicht! Der Abbé Le Blanc ſoll leben und Desroſiers!“

Dieſer verbeugte ſich zierlich und trat zurück.

Während des Geſanges erſchien auf einmal dicht an Alberts Wangen ein wunderſchönes Mädchengeſicht, daſſelbe, das Reinhold vorhin geküßt hatte.

„Du ſitzeſt ſo allein, ſüßer Junge,“ flüſterte ſie, „ich will mich zu Dir ſetzen. Biſt Du's zufrieden?“

Albert nickte.

„Blöder Schäfer,“ lächelte ſie, „ich thu' Dir ja Nichts. Wo biſt Du geboren, mein Herz?“

„Weit, weit von hier,“ flüſterte Albert. „Du wirſt mein Heimathland nicht kennen, mein Kurland. O, es iſt auch ſchön dort auf den ſtarren, ſchneeigen Felſen, unter den nebelgrauen Kiefern, wo der Waldbach wildrauſchend vorüber ſtürzt.“

„Und die Menſchen dort, ſind ſie auch ſchön?“

„Sie ſind, wie die Landſchaft, ſtolz und trotzig.“

„Die Mädchen?“

„Schlank und ſchneeweiß.“

„Haſt Du was Liebes zu Hauſe?“

„Was Liebes? O ja, meine Mutter und meine kleine Schweſter.“

Hell lachte die Bacchantin auf.

„O, dieſe Unſchuld!“

Beſtürzt blickte ſie der Jüngling an; er erröthete.

„Ich weiß jetzt, was Du meinſt,“ ſagte er; „ob ich eine Geliebte zu Hauſe habe? Nein.“

„Das gefällt mir. Wie heißest Du?"

„Albert. Und Du?"

„Henriette."

„Wir wollen Freunde sein."

„Von ganzem Herzen!"

„Darf ich Dich besuchen?"

„Wann Du willst. Ich will es dem Desrosiers sagen, der kann Dich zu mir bringen."

Noch einen Händedruck und sie flatterte weiter. Sinnend starrte ihr der junge Kurländer nach.

Lenz, der dem Liede gelauscht, hatte Nichts von dem Vorgegangenen bemerkt. Jetzt sah er Albert allein und Wilhelm schlaf- und weintrunken in einer Ecke lehnen. Um ihn trank die fröhliche Schaar und brachte ihrem Hauptmann Mary Lebehochs, der bei allen Kreuzhimmeldonnerwettern schwor, daß er lange keinen so vergnügten Abend gehabt habe.

„Sind Ihre Telemache Brüder?" fragte Desrosiers, zu Reinhold tretend.

„Ja," erwiderte dieser, „leibhaftige Brüder, „denen ich die Unähnlichkeit des Körpers durch Gleichheit des Geistes ersetzen soll."

„Wie das?"

„Entweder ich soll dem Einen die Hälfte seines Gehirnes abzwacken und sie dem Andern ertheilen, daß Keiner zu kurz kommt, oder ich soll den Einen so hirnlos machen wie den Andern."

„Ach," lachte der Bachante, „eine amüsante Zu-

muthung. Hat denn der Schläfrige wirklich so wenig Verstand im Kopf?"

Lenz ward der Antwort überhoben, denn Mary brüllte ihm zu: „Komm' her, Magister Frühjahr, thu' mir noch 'mal Bescheid, Du Weisheitkerl!"

„'Nen klaftertiefen Ehrentrunk!" Und Lenz stürzte den dargebotenen Becher hinunter.

„So — und nun, werthe Sippschaft, sei's genug. Schließet der Gurgel Thore und rührt die flinken Beine."

Von Neuem ein Jauchzen, ein Schwirren und Klirren. Sie sprangen auf, tanzten noch einmal jubelnd im Zimmer umher und dann hinaus — der lustige Schwarm, seinen dicken Hauptmann in der Mitte; in der Ferne noch ein mattes ‚Evoe' und verschwunden war der übermüthige Fastnachtscherz, wie er erschienen.

Das leere Faß lag da, wie ein Traumbild, daneben große breite Flecken — Traubenblut.

Lenz sauste der Kopf, als er zu Bette ging. Er hatte heute zum erstenmale seit Dorpat ein Mädchen geküßt. Wilhelm lobte den Wein, als er sich schlafen legte, Albert aber befand sich in einem räthselhaften Zustand, er fieberte; so hatte noch kein Weib mit ihm gethan. Als sie, hoch aufgeschürzt, hinaustanzte, hatte sie ihm noch eine Kußhand zugeworfen. „Henriette!" flüsterte er und schloß die Augen.

Als das Kleeblatt am andern Morgen beim Frühstück saß und Lenz sich schon Vorwürfe machte, da er sich am vorigen Abend keineswegs, wie es

einem zuverlässigen Hofmeister ziemte, gehalten hatte, klopfte es, und herein trat Gott Bacchus und sein liebster Genosse, diesmal aber nicht im mythologischen Costüm, sondern in strammer Uniform. Mary stellte Desrosiers vor und entschuldigte sich über den gestrigen Spaß.

Lenz, der die lästige Gesellschaft los sein wollte, antwortete ziemlich kurz, aber Mary schien Nichts davon zu merken. Er füllte ein Glas Wein und trank es auf gute Brüderschaft aus. Der feine Desrosiers brach, als der Besuch sich in die Länge zu ziehen schien, zuerst auf. Lenz lud sie nicht zum Wiederkommen ein da er wohl einsah, daß es eines solchen nicht bedurfte. So war es auch: Mary machte täglich einen Besuch und Desrosiers ließ sich auch häufig genug sehen. Einmal steckte er dem träumerischen Albert ein Billetchen zu, folgenden Inhalts:

„Du bleibst lange, fremder Schäfer. Henriette schmachtet nach Dir. Muß sie Dich wirklich erst holen lassen? Tausend Küsse drück' ich auf's Kissen Nachts und denke dabei, ich preßte so Deine weichen, flaumigen Lippen. Desrosiers steht auf der Lauer um Zehn. Du kommst doch, Albert?"

Lenz schien am Abend lange aufbleiben zu wollen — über ihm war es so still, er arbeitete eifrig. Wilhelm lag in einer Kanapee-Ecke und schnarchte Albert zündete sich ein Licht an und sagte Lenz „gute Nacht." Der blickte kaum auf, sonst würde er das veränderte Aussehen des Jünglings wohl bemerkt

haben. Alberts Augen glühten, sein Antlitz war blaß, seine Lippen bebten — er wollte heute zum ersten Male etwas thun, das nicht alle Menschen wissen durften. In seinem Zimmer stand er am Fenster und lugte in die Nacht hinaus. Gegen zehn Uhr ließ sich unten ein leises Pfeifen vernehmen. Er drückte den Hut in das Gesicht und schlug den Mantel um. Behutsam schlich er hinab, sachte, sachte. Vor Entdeckung konnte er sicher sein, denn Reinhold schlief auf der andern Seite des Studirzimmers und kam Nachts nicht in ihre Schlafkammer; seinen Bruder aber wollte er schon leicht zum Schweigen bringen.

Unten stand ein Mann an der Hausthür.

„Sind Sie's?" fragte dieser.

Es war der Lieutenant.

„Bin's," flüsterte Albert.

„Das ist schön, Herr von . . . Fassen Sie mich unter. So. Ich will Sie führen. Wie Sie zittern."

„Mich friert."

„Ha," lachte Desrosiers, „kenne das, mein Lieber. Werden es bald überstanden haben. Ging mir auch so ein seltsamer Frost durch alle Glieder, wie ich zum ersten Male zu meiner Louise schlich. Und später auf's Pferd mit ihr und fortgesprengt in die weite Welt. In Lille heiratheten wir uns."

„Was, Sie sind verheirathet?" konnte sich Albert nicht enthalten auszurufen.

„Nimmt Sie das Wunder, junger Mann? Es war eine Schauspielerin, ein reizendes Mädchen. Nach

einem Vierteljahre ging sie mir durch — pah, ich ließ sie laufen. Aber mein Vater will trotzdem Nichts mehr von mir wissen."

„Armer Herr von Desrosiers."

„Weshalb arm, mein Lieber?"

„Die Zuneigung Ihres Vaters um eine so gewöhnliche Frau verscherzt zu haben."

„Kommt oft vor. Was thut es! Ich verlasse mich auf meinen Degen. Wer weiß, wenn ich General bin, lächle ich vielleicht mitleidig über die Streiche des ungerathenen Lieutenants, der so oft in Prison mußte. Mein Vater hat es nicht besser gemacht in seiner Jugend. Art läßt nicht von Art; aber anstatt, daß er sich seine eigenen Unarten zurückruft, fällt er mit einer wahren Gier über die meinigen her.

„Ich könnte doch nicht mit meinem Vater im Zwist liegen, Herr von Desrosiers."

Der zuckte die Achseln.

„Wir sind am Orte."

Es war ein alterthümliches Haus. Sie stiegen eine Wendeltreppe empor und traten in ein vom Lampenschein erhelltes Gemach.

Henriette!

„Da ist der kleine verliebte Junge," sagte der Offizier. „Nimm ihn mir gut in die Schule, er verdient's. Nach Haus kann er sich hoffentlich allein finden — und ich soll Euch doch jetzt verlassen, nicht wahr?"

„Geh nur, geh!“ lachte das Mädchen, „Du bist hier ganz überflüssig.“

Um Mitternacht stand Albert wieder vor seiner Kammerthüre; sie war verschlossen. Er schlich vor das Wohn- und Studierzimmer und lugte durch das Schlüsselloch hinein. Alles dunkel drinnen. Er drückte sachte auf die Klinke, die Thür ging knarrend auf.

„Bist Du's, Albert?“

Er zuckte zusammen — Reinhold stand vor ihm.

„Ich habe das Licht gelöscht,“ sagte er sanft, „weil ich Dein Erröthen nicht sehen wollte. Wo warst Du?“

Albert wußte nicht, was er erwidern sollte.

„Wo bist Du gewesen, Albert?“

„Ich war bei — Henrietten,“ sagte der Jüngling, da ihm in diesem Augenblick jeder neue Trug erbärmlich schien.

„Bei einem Mädchen, Knabe? Wer ist es?

„Dieselbe, welche Dir neulich den Becher kredenzte und die Du küßtest.“

„Ha! Bei der bist Du eben gewesen?“

„Ja.“

„Wer hat Dich zu ihr gebracht?“

„Der Lieutenant Desrosiers.“

„Du bist auf dem besten Wege, ein Nachtschwärmer zu werden, Albert; hüte Dich davor. Es sind leichtsinnige Menschen, die Dich da in Händen haben. Ich

werde dem Fräulein sagen, daß sie Dich künftig fortschickt — das ist kein Umgang für Dich."

„Es ist aber doch so hübsch bei ihr! Weshalb soll ich denn nicht wieder hingehen?"

„Weil es sich nicht schickt für Dich, des Nachts aus dem Hause zu sein. Du bist ein junger Mensch der in die Jahre kommt — und sie ist ein schöner verführerischer Teufel."

„Eben weil ich in die Jahre komme, Herr Doctor Lenz, sollten Sie mich nicht mehr wie ein Kind behandeln; ich will für keins mehr gehalten sein!"

Reinhold wurde immer ernster.

„Man hat Dir gut zugesetzt, Albert. Du sagst, Du seiest kein Kind mehr und dennoch handelst Du wie eines. Was soll das? Geh' hin, wohin Du willst; aber dann mag Dein Vater Dir Jemand Anders zum Erzieher suchen; ich scheide heraus. Was würde Dein Bruder davon denken?"

„Ach, der!"

„Er würde ein Gleiches verlangen und wohin sollte das mit Euch führen?"

Lenz hatte Albert's Abwesenheit zufällig entdeckt, als er Wilhelm, der sich, schlaftrunken, kaum auf den Beinen halten konnte, zu Bett brachte.

Nachdem einige Minuten verronnen waren, sagte Albert: „Sie haben Recht, mein Mentor, ich habe gefehlt. Gehen Sie hin und sagen Sie Henrietten, daß ich sie niemals wiedersehen werde. Schlafen Sie wohl".

Er ging in das Kabinet. Arge Pläne keimten in des Knaben Seele.

Lenz machte hier Studien zu einer Scene seines „Hofmeisters".

Am anderen Morgen stand Lenz vor Henrietten, die lustig und aufgeräumt auf ihrem Sopha saß.

„Ei, guten Morgen, Magister Frühjahr", lachte sie ihm frisch und sorglos entgegen. „Kommen Sie auch einmal, die Bacchantin zu besuchen. Ihr Telemach scheint höflicher zu sein, der war schon gestern hier".

Lenz stutzte; die Sache schien ihm sehr erleichtert zu werden.

„Er war gestern hier, ja, ganz recht, gestern — gestern Nacht!"

„Wie Sie sagen."

„Und nur diesem Umstand verdanken Sie meinen Besuch."

„Ah!"

Sie rückte ein wenig und deutete auf das Plätzchen an ihrer Seite. Lenz wies es zurück.

„Das Stehen ist so beunruhigend, setzen Sie sich doch." Sie ergriff seine Hand und zog ihn neben sich nieder. „Bitte!"

Sie ließ ihn nicht zu Worte kommen; deutsch, französisch, italienisch durcheinander schwatzend, hielt sie ihn fest. Wie zufällig lag ihr schöner Arm auf dem seinen. Der Schweiß brach ihm aus. Sähe ihn Albert so, dicht neben der Nymphe ruhend, vor der er ihn so sehr gewarnt! Er wandte seinen Kopf — und Auge in

Auge saß er neben dem schönen Mädchen, — und sie hatte so brennende Augen. Er ermannte sich.

„Henriette, Sie wissen, weshalb ich komme. Ich bin für den Knaben verantwortlich — von Ihnen droht ihm Unheil. Ich muß ihn schützen vor Ihnen. Er darf nicht wieder herkommen. Niemals!"

„Nicht wieder kommen? Er ist ein so gutes Kind. Wollen Sie mir die Freude mißgönnen, carrissimo?"

„Es geht nicht."

„Was?" Sie sah ihn lächelnd an, „Was geht nicht, Schäker? Daß Sie nicht wiederkommen dürfen?"

„Ach!" Ein Ton des Unwillens.

„Kommen Sie nur — so oft Sie wollen. Sie sollen freundlich empfangen werden; gewiß, recht freundlich."

„Teufel! ich meine ja den Knaben."

„Lassen wir den, der Mann ist mir lieber."

Sie erfaßte seine Hand.

Wild sprang er auf und wollte fort.

„Reinhold!" tönte es hinter ihm, so süß, so wonnig so frühlingswarm; er mußte noch einmal umblicken. Thränen rannen über ihre Wangen.

„Gabst mir doch neulich so glühende Küsse und jetzt —"

„Schweig, Verführerin! Weck' nicht Erinnerung!"

„Noch neulich so glühende, sengende Küsse —"

„Ich kann nicht mehr! Gott verzeih's mir!"

Er stürzte ihr zu Füßen.

„So gefällst Du mir! — Heute ist beim Desrosiers

ein Ball, Du kommſt doch hin mit Deinem Telemach?"

— — — — —

„Heute Abend iſt beim Lieutenant Desroſiers ein Ball, Albert," ſagte Lenz, als er nach Hauſe kam. „Wir ſind eingeladen und werden auch hingehen."

„Was?!" ſchrie der Jüngling.

„Das freut mich", meinte der Andere, „da werd ich wieder Burgunder in angenehmer Geſellſchaft trinken. Der Hauptmann Mary wird doch auch da ſein?"

„Du brauchſt mich nun nicht mehr zu hintergehen Albert", ſagte Reinhold leiſe, „Jettchen kommt auch hin!"

IV.

Lenz und Goethe.

Im Jahre des Heils 1771 lag in Straßburg ein götterschöner Jüngling, der träumte wilde Dinge von der Auferstehung der deutschen Kunst. Mächtige Heldengestalten sprangen in ihm auf und reckten die Arme aus, nach langem, mittelalterlichen Schlaf. Die Raben flatterten scheu vor der aufgehenden Sonne davon und der Götterjüngling lächelte sie an, freudig und glückverheißend — schüttelte seine dunklen Locken — Freiheit!

Zwei Männer rangen damals um den ersten Platz auf dem Helikon, zwei mächtige Geister. Aber der Eine schwang sich nur hinauf und als der Andere ihn packen wollte und herunterreißen, da fiel er selbst den elendesten Sturz. Konnte es auch anders sein? Während der künftige Sieger den Grundstein zu seinem Triumphbogen legte, als ein weiser Baumeister, der frühe anfängt, saß der Andere bei der Weinflasche. Suum cuique!

Reinhold Lenz, der Hofmeister, war einer der verrufendsten Burschen geworden, die je um den Straßburger Münster herumgestrolcht waren, sammt seinen kurländischen Zöglingen, die er aufzog, sich und der Welt zur Freude. Die Menschen sahen boshaft darein. Der Lenz, der Lenz, der verdammte Lievländer! Freilich ließ er den alten, schlafmützentragenden Philistern wenig Ruhe Nachts mit seinen Spießgesellen, den Offizieren der Garnison, den Marys, den Desrosiers und wie sie Alle heißen mochten. Wie im Venusberge ging es her im „Heiligen Geiste". Becher und nackte Degen vor sich auf den Tischen, Mädchen um sich und lustige, galgenmäßige Lieder gesungen, „davor den Menschen grauft". Mitten unter Bachantinnen und Brüdern Lustigs saß der deutsche Sänger — unter den modernen französischen Landsknechten. Wirr hangen die blonden Locken um sein Haupt, um das edle Tannhäuserhaupt, dem der Stempel der Zügellosigkeit aufgeprägt ist. Fern lehnt die verstaubte Harfe; zu Zeiten äugelt er nach ihr hinüber — die Genossen machen sich fertig ein Lied zu hören er stürzt einen Becher hinunter und schweigt.

Wer tritt denn da herein, wer ist es, den sie jubelnd empfangen? Ist der geckenhaft gekleidete junge Mensch mit dem schönen, blassen, liederlichen Gesicht — Albert, der träumerische, blöde Albert? Ja doch, er ist's; doch nicht mehr der Tugendhafte, der Unschuldige; er ist klug geworden. Und wen hat er da am Arme? einen reizenden, zierlichen Burschen, dem sich das schwarze, seidene

Haar lieblich um die weiße Stirn krauſt, in einem engen Leibrock — Henriette.

„Proſit, Bruder!“ ſchnarcht Albert eine unmäßige, aufgeblähte Geſtalt an, die ſchwerfällig in Reiterſtiefeln, in einem Seſſel ausgeſtreckt liegt, und reicht ihm ein volles Glas hin.

Leicht nimmt es ihm Albert ab und leert es auf das Wohl der Verſammelten.

„Karten her! Nur Karten!“ ruft plötzlich Herr Tannhäuſer, aus ſchweren Träumen auffahrend. „'Nen friſchen Wein! Stoßt an! Und laßt uns Karten ſpielen! Karten, ſag' ich!“

Einer langt ſie herbei — Gläſer werden angeſtoßen, glühender Wein tropft vom Tiſchtuch, darunter liegen bewußtloſe Geſtalten. Gekicher und Trilleriren.—

Nach Mitternacht taumelte Lenz nach Hauſe, ein wüſter Schwarm folgte ihm; Desroſiers hing an ihm, wie eine Klette. Albert brachte ſeine Liebſte in ihre Wohnung, und Wilhelm ließ ſich ihm von den zwei Bedienten, die ſie ſich ſeit letzter Zeit hielten, nachtragen, um ihn aus übergroßer Zärtlichkeit noch einmal zu umarmen.

Plötzlich am Münſterplatz gingen zwei Männer vorüber, denen ein Diener die Fackel vortrug. Der Schein derſelben fiel dem Einen ſo recht in das Geſicht — ein Apollogeſicht. Auf den wohlfriſirten Locken trug er, nach der damaligen Mode, einen kleinen aufgeklappten Hut; ein langer Mantel floß, etwas phantaſtiſch getragen, um die hohe Geſtalt.

Lenz trat ihnen in den Weg.

„Fort mit der Leuchte!“ rief er, „oder ich will Euch mit den Funken meines Degens nach Hause leuchten!“

„Was will der Mann von uns, Lerse?“ fragte schnell der Apollo.

„Er will Händel mit uns anfangen, Wolf.“

„So mag er gehen; wir handeln nicht mit Betrunkenen. Vorwärts, Bursch!“

Mit verächtlichen Blicken gingen sie weiter.

„Tod und Pest!“ brüllte Lenz, den Degen herausreißend. „Wer ist der Kerl?“

„Laß ihn laufen“, lallte Desrosiers und krallte sich wie der Teufel an ihn. „So 'n Frankfurter Bürgerssohn. Will noch was 'raus haben!“

„Wie heißt er?“

„Goethe!“

„Er trägt 'ne Perrücke!“

„Hahaha!“

„Krieg' die —!“

Sie taumelten weiter.

Die Geister waren zusammengestoßen. —

Als Reinhold spät am andern Morgen aus seinem Rausche erwachte und einigermaßen klar in seinen Gedanken geworden war, trat ihm zuerst die gestrige Begegnung auf dem Münsterplatze vor die Seele.

Er rief Albert zu sich. Der Telemach erschien, fahl wie eine Leiche, noch mit den Spuren der verschwärmten Nacht im Antlitz, aus dem jede Jugend gewichen war.

Wie ein alter Mann hielt er sich schwankend an einem Stuhle.

„Albert", fragte Lenz, „kennst Du vielleicht den jungen Goethe, der hier studirt?"

„Goethe, Goethe", wiederholte Albert. „Gieb mir 'n Glas Wasser! Ach, der Brand! Goethe — der Schoßhund des Herder — ein verflucht stolzer Junge."

„Ah, Du scheinst auch schon seine nähere Bekanntschaft gemacht zu haben."

„Bildet sich was auf seine Literatur ein."

„Ein Belletrist?"

„Macht Gedichte."

„So wahr ich lebe, ein Belletrist! Du, mit dem muß ich zusammenkommen. Sein Auge hat so 'was Mächtiges. Gestern Nacht fiel ich ihn an beim Fackellicht. Woher kennst Du ihn?"

„Er speist in der Krämergasse, ein paar Häuser unter Jettchen, die hat ihn mir gezeigt."

„Gut. Ich muß bekannt mit ihm werden. Wie mit Peitschen treibts mich. Goethe! Ein schöner Namen — nun meiner klingt auch nicht übel: ‚Reinhold Lenz!' Ich muß ihn kennen lernen."

Tretet jetzt mit mir in ein Haus am Fischmarkt in ein anmuthiges Gemach: Eine Repositur mit schön gebundenen Büchern, der Reihe nach gestellt und lateinische oder griechische Namen hinten angeschrieben, ein Schreibtisch, deutsche, englische Bücher, Manuscripte, Schriften, — saubere

Vorhänge, gewähltes Ameublement. Man ist im Zimmer eines Schriftstellers, aber es ist kein bei der Branntweinflasche verludertes Genie, dessen stinkender Tabaksdunst die Atmosphäre vergiftet, ein reiner, klarer Geist muß in diesen Räumen denken.

Da sitzt er, der strahlende Apollo, der schönste Jüngling seiner Zeit, das Haupt in die Hand gestützt. An was mag er denken? An die Verse, die er eben niederschrieb zum Preise seiner Geliebten, an vergangene Zeit, — an Leipzig, an Frankfurt, — an die Zukunft mit ihren leuchtenden Gebilden? Vor seiner Seele taucht es da wieder auf, das Bild seiner Gegenwart.

„Friederike!"

Wie viel Mädchenblicke haben schon bewundernd an ihm gehangen, aber dieser Einen müssen sie dennoch Alle weichen. Nach Sesenheim zieht es ihn; die Sehnsucht arbeitet in ihm, erfüllt ihn so ganz und gar.

„Friederike!"

Er lebt nur noch in diesem Mädchen, der Wolfgang Goethe.

Da pocht es und herein schreitet der mitternächtige Raufbold vom Münsterplatze.

Goethe blickte den Eintretenden erstaunt an.

„Ich bin Reinhold Lenz aus Dorpat und wünsche Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Goethe, da ich erfahren, daß Sie auch der Dichtkunst Geschmack abgewinnen."

„Das kann ich nicht leugnen, aber —"

Reinhold lächelte.

„Sie wissen vielleicht nicht, was Sie mit mir anfangen sollen; ich glaub' es. Unsere erste Begegnung mag etwas seltsamer Art gewesen sein; aber ich wette, Sie sollen mich noch anders kennen lernen. Der Skandalmacher ist für dieses Mal zu Hause geblieben — der Poet steht vor Ihnen!"

„Der Poet?"

„Reinhold Lenz."

„Setzen wir uns. In was besteht Ihre Poesie, etwa in kirchlichen Psalmen oder in lispelnden Madrigaux, wie sie galante Damen gern hören?"

„Sie irren", erwiderte Lenz ruhig. „Weder geistliche Gesänge, noch süßliche Bonbonsdevisen hab' ich bis jetzt geschmiedet, sondern Landplagen! Shakespeare ist mein Meister."

„Shakespeare? Ah!" Goethe's Augen flammten; er betrachtete Lenz aufmerksamer. „Shakespeare Ihr Meister, wie das?"

„Ich studire an ihm Menschen, Natur, die uns jetzt so sehr mangeln; ich übertrage ihn in's Deutsche."

„Eine kühne Idee, aber schwerlich auszuführen. — Womit haben Sie begonnen?"

„Als Knabe von achtzehn Jahren hab' ich mit seinen „Loves labours lost" angefangen; ein anderes Genie, Georg Förster, half mir damals. So entstanden einige Scenen. In Königsberg las ich die Tragödien, hier nun wollt' ich mich so recht mit der Feder dahinter machen, aber —"

Er senkte ein wenig den Kopf.

Goethe trat ihm näher.

„Sie scheinen mir ein kühner Fechter zu sein, dem nur der Verstand zu Zeiten fortläuft und der Arm erlahmt. Auch mein Gott ist Shakespeare, auch ich sterbe für seine Worte, auch ich arbeite an einem Stücke: „Julius Cäsar", einer Nachbildung des seinigen im freien Maßstab. Die Schrankenlosigkeit! Keinen Augenblick nach ihm zweifelte ich mehr dem Regelmäßigen zu entsagen."*)

„So sind wir einig!" rief Lenz, „Ich wußt'es wohl! Laßt uns Freunde sein!"

Goethe trat zurück.

Lenz' Stirn verdunkelte sich.

„Sie trauen mir noch nicht?" sagte Lenz. „Sie haben Recht. Wer wird auch der Freund eines Trunkenboldes sein wollen? Haha, Sie haben ganz Recht! Wüßten Sie aber nur, wie 's hier innen aussieht, wie würden Sie mir um den Hals stürzen und mit mir flennen. Sie halten mich für Einen, dem der Bauch sein Gott ist, dem die Weinflasche oder das Coeur-Aß über Alles geht, der nicht ruhen, noch rasten kann, wenn er nicht Nachts abenteuernd umherpatrouillirt. Wie krampfts aber in meiner Brust. O, ich bin unsäglich zu verachten, aber auch unsäglich elend!"

„Was fehlt Ihnen?"

„Wüßt' ich's nur! Es ist gewiß ein Nichts, das mich so foltert! Mit den besten Vorsätzen kam ich her

*) Goethe's Worte.

und gehe nun beinahe unter im Strudel der Zerſtreuung. Aber ich kann mich nicht halten. In der erſten Zeit ging es; mein Wille ſiegte, wie in Königsberg, wo ich wie ein Klausner lebte, aber dann — ſie lockten ſo ſehr verführeriſch. Die Wellen ſchlagen über mir zuſammen! Ich hab' einen ſo großen Geiſt! Goethe, reich' Du mir die Hand! Dem Ertrinkenden, dem Schiffbrüchigen einen Strohhalm, Deine Hand! Deine Augen haben mich ſo erſchreckt — ſo könnt' ich auch Augen haben — o weh!"

Auf Goethe's Antlitz erſchien der Zug des Mitleides.

„Sie ſind krank, recht krank — gehen Sie zu einem Arzt, zu einem Seelenarzt."

„Zu was für einem, Goethe?"

„Ich will Sie zu Herder führen, das iſt ein Mann, wie Sie einen nöthig haben."

„Nein", ſchrie Lenz wild auf, „zu dem will ich nicht! Nein, auf keinen Fall! Wenn man mir das thäte! Ich bin ſelbſt ein großer Geiſt und ſoll mich ſo ein Anderer kuriren, daß es nachher heißt: Ohne mich, den Herder, was wäre da der Lenz."

„O, wie kennen Sie dann Herder ſchlecht!"

„Ich will aber nicht! Nein, Goethe, wir wollen Freunde ſein!"

Er ſtreckte ihm eine zitternde Hand entgegen.

Goethe mochte fühlen, daß er ihn nicht zurückſtoßen durfte, er ſchlug ein.

Wie verklärt ſprang Reinhold auf.

„Nun ſagen Sie mir auch noch ein paar Worte über Shakeſpeare, Ihre Gedanken über ihn.“

„Habe noch zur Zeit“, erwiderte Goethe, gar ſonderbar erregt über den wunderlichen Heiligen vor ſich, „habe noch zur Zeit, ich muß es geſtehen, wenig über ihn gedacht —; geahnt, empfunden, wenn's hoch kam, iſt das Höchſte, wohin ich es habe bringen können. Die erſte Seite, die ich in ihm las, machte mich auf Lebenszeit ihm eigen — und wie ich mit dem erſten Stücke fertig war, ſtand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Geſicht in einem Augenblick ſchenkt. Ich erkannte, ich fühlte auf's Lebhafteſte meine Exiſtenz um eine Unendlichkeit erweitert.“*)

„Herrlich, herrlich“, flüſterte Lenz, „Sie ſind ein ächter Jünger des Britten! Ich muß gleich 'mal nach Hauſe laufen und mich über Sie freuen. Leben Sie wohl!“

An der Thüre kehrte er noch einmal um.

„Und, Goethe“, ſagte er, „ich fühle mich nicht glücklich bei den Offizieren. Ihr habt ja wohl ſo 'nen kleinen Kreis Literatoren; darf ich da manchmal 'neingucken? Will auch mein Scherflein dazu beitragen und bei Gott! kein ſchlechtes!“

Goethe verſprach ihm, ihn bei nächſter Gelegenheit einzuführen und Reinhold ging.

Dieſen Abend fehlte er zum erſten Mal ſeit Monaten im „Geiſte“.

---

*) Aeußerung Goethe's über ſein Verhältniß zu Shakeſpeare.

„Er sitzt zu Hause bei 'nem Glas Wasser und schreibt eine Predigt", sagte Albert und die Offiziere lachten dazu.

— — — — —

Lenz führte sich augenscheinlich auf den allgemeinen bürgerlichen Ruhepunkt zurück. Goethe stand ihm zur Seite und ein so wilder Bursch dieser selbst sein mochte hatte er eine Art von Autorität über Reinhold, die dieser auch wahrnahm, ja, nothgedrungen wahrnehmen mußte. In den ersten Tagen blieb Lenz also von den nächtigen Orgien fort, dann konnte er es nicht über das Herz bringen und ging wieder ein paar Mal hin, darauf kam Goethe und holte ihn in seinen Club, wo er den grauen Secretär Salzmann, Franz Lerse, Mayer von Lindau und noch andere Männer antraf, die ein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft, besonders für Literatur, beseelte. Er fühlte sich in diesem Kreise nicht heimisch; linkisch und verlegen lauschte er hinter Goethe's Rücken hervor, scheu und unheimlich betrug er sich und schlich sich gegen zehn Uhr fort. Nicht gar lange nachher hörte man ihn unten lustig singend vorüberziehen.

„Dem ist nicht zu helfen", sagte Salzmann, „der ist und bleibt ein Irrlicht."

Es legte sich aber dennoch. Lenz ward immer solider und arbeitete wieder mit der alten Muse; nur Eines drückte ihn: daß er seine Zöglinge mit in's Verderben gezogen hatte und diese sich nicht wie er, wieder herausreißen konnten. Er selbst vermochte sie auch nicht zu retten, da er selbstverständlich keine Macht

mehr über sie hatte. Keine Macht hatte der Unglückliche mehr über seine Zöglinge, ja, er konnte es nicht einmal hindern, daß Albert sich mit Henrietten verlobte, der kurländische Edelmann mit der verworfenen Tochter Frankreichs. — —

Lenz war jetzt häufig mit Goethe zusammen. Sie lasen die Lustspiele ihres Meisters und ergötzten sich an den Späßen der Clowns, die Lenz den Vorzug hatte, genial-treffend zu übersetzen. Goethe lernte ihn schätzen und vertraute ihm. Er eröffnete ihm seine Pläne, wie er mit einem Schauspiele umging, Götz von Berlichingen genannt, und einem anderen Werke: dem Faust.

Aechte deutsche Stücke sollten es geben, denn was charakterisire mehr das Deutschland vergangener Zeiten, als Ritter und Schwarzkünstler.

Goethe redete gewaltig über beide Werke und Lenz erblaßte. Er schied bald und als er nach Haus gekommen war, maß er mit unruhigen Schritten das Zimmer.

Der Goethe war der einzige Mensch auf der Welt, der ihm gefährlich werden konnte. Er glaubte seine Hand sei ein Strohhalm und sie war das Cherubschwert, das ihn zu Boden schlug.

Der Goethe war ein reiner, himmlischer Genius und er ein wüster, zerrissener Geist. Reinhold fühlte das Alles und dennoch — mit donnernder Stimme brüllte er: „Ich bin der Dichter Lenz — was soll uns der Goethe!" Er wollte keinen Gleichberechtigten neben sich dulden. Er setzte sich hin und raste ein paar

übermenschliche Scenen an seiner Katharina von Siena auf's Papier — und als er sie las und sie so entsetzlich groß fand, da lächelte er das verschrobene Lächeln der befriedigten Selbstsucht. Das war ja noch über den Shakespeare!

Seit dem Tage nun ist der Reinhold Lenz dem Wolfgang Goethe wohl mit gerunzelter Stirne entgegen getreten, wilden Trotz im Gesichte und niederwerfenden Spott im Munde? Ach nein, der Reinhold Lenz war mit dem Wolfgang Goethe nur noch vertraulicher, schüttelte ihm die Hand nur noch herzlicher, nannte ihn seinen einzigen Freund, seinen Bruder —, aber im Herzen kochte er Gift für ihn: da saß der Haß und lauerte auf die Achillesblöße seines Gegners. Neid trug er nicht in sich, denn er wollte Nichts von ihm, er fühlte sich selbst ja Manns genug. Er haßte ihn wegen der Gleichheit der Ideen und fürchtete, daß er ihm zuvorkommen möchte, denn er fühlte sich noch nicht gereift genug, um auftreten zu können. Der wolkenstürmende Geier ängstigte sich vor dem Flügelschlage des Adlers, und wehe ihm! brach der Adler, ehe ihm die Fittiche völlig ausgewachsen, zur Sonne auf. Auf der höchsten Firne des Gebirges mußte er dann elendiglich umherflattern und ihm nachkrächzen widerliche Verwünschungen; zuletzt stürzte er dann wohl hinunter, matt und müde und zerzaust von niederen Rabenschwärmen, in eine dunkle Schlucht mit schwarzem, bodenlosem Gewässer.

Lenz war ein seltener Charakter. Mehr wie einmal

fühlte er sich wieder so recht zu Goethe hingezogen, war ihm versöhnlich zu Muthe; aber dann erwachte plötzlich die Phantasie in ihm, er bekam es wieder mit nichtiger, aber schrecklicher Angst zu thun; er bildete sich ein, Goethe haßte ihn ebenso, arbeite unabläßig daran, ihn, wenn er sich aufschwingen wollte, zu stürzen — seine freundlichen Blicke seien Lug und Trug, Alles an ihm sei Falschheit. Bitter lachte er dann auf und freute sich und redete sich ein, wie sehr auch er ihn hasse, den Frankfurter Bürgerssohn, der eine Perrücke trug. Er machte ihn lächerlich und mußte sich doch gestehen, daß er ein würdiger Gegenstand für den größten Meister der Zeit sei. Lenz war nicht zu berechnen.

In einer solchen oben angedeuteten, hingezogenen Laune mochte es sein, daß Lenz Goethe eine Epistel zuschickte: „Ueber unsere Ehe," auf ein paar zerrissene, unordentliche Blätter hingeworfen. Ueber unsere Ehe — was wollte er damit sagen? Bizarrerie! Ein Compagniegeschäft wohl? Goethe und Lenz — eine unsterbliche Firma, die aber dennoch vor dem Rothschild falliren mußte, denn die Prinzipale hätten sich am Ende, während die Lehrlinge und Käufer zusahen mit den Linealen geprügelt oder sich die Contobücher an die Köpfe geworfen.

Die Zeit rückte nun auch immer näher heran, wo Goethe wieder nach Frankfurt wollte und diese Trennung erfüllte Lenz mit noch größerer Angst, wie bisher. Goethe ging fort von ihm, er konnte kein wachsames Auge mehr auf ihn haben, seine Gedanken nicht mehr

erforschen, ihn nicht beobachten auf jedem Schritt und Tritt; er kam fast um vor Furcht. Jeden Tag mußte er der Kunde gewärtig sein, daß Goethe ausgebrochen und ein großer Mann sei.

Ein trüber Augustabend war es 1771, als Wolfgang Goethe wohl zum letzten Male für ein Decenium am Straßburger Münster vorüberschritt. An demselben blieb er noch einmal mit gekreuzten Armen stehen und dachte über seine jüngste Vergangenheit nach. Er konnte mit sich zufrieden sein, wie auch sein gestrenger Vater. Vor einigen Wochen war er Doctor geworden, nun schon ein ganz anderer Mann, als er eingezogen vor Jahr und Tag. Hatte er nicht so viel gelernt in dieser Zeit? War er nicht der Freund eines der bedeutendsten Geister: Herder? Und dann — Friederike! Ein unheimlicher Schauer durchwehte ihn, er wußte selbst nicht warum. Es war ihm, als reichten unheimliche Mächte in sein Leben hinein. Gestern hatte er Abschied von ihr genommen und auf den Fußpfad gegen Drusenheim war er sich selbst begegnet, seinem Doppelgänger im hechtgrauen Kleide, das er noch nie getragen. Was bedeutete das? Es war ihm, als müßte Friederike Unheil über ihn oder über Jemand bringen, der ihm nahe stand. Gewaltsam schüttelte er endlich die immer düsterer werdenden Gedanken von sich und schritt weiter.

Er wollte Abschied von Lenz nehmen. Er klopfte an Reinholds Thüre, Niemand rief: Herein! — der Schlüssel stak aber, ein Zeichen, daß Lenz oder ein

Telemach zu Hause sein mußte. Er öffnete und trat ein. Kein Mensch war in dem Zimmer.

Goethe trat an das Fenster und schaute auf die belebte Straße hinunter, neben ihm stand Lenzens Schreibtisch, ein beschriebenes, noch nasses Blatt lag auf demselben. Es war ein mit folgenden Worten begonnenes Gedicht:

Hasch ihn, Muse, den erhabnen Gedanken —

Weiter unten standen die Worte:

Deutschland, armes Deutschland!
Die Kunst trieb kranke Stengel aus Deinem Boden,
Höchstens matte Blüthen,
Die an den Aehren hingen, vom Winde zerstreut,
Und in den Hülsen, wenn's hoch kam,
Zwei Körner Genie!
Wenn ich dichte und — —

Da brach's ab.

Der Leser schüttelte das Haupt.

„Lenz, Lenz," flüsterte er vor sich hin, „ich wollte, daß Du es zu etwas brächtest."

Tiefe Athemzüge hinter ihm. Er blickte um sich, Niemand da. Schon wollte er es für eine Einbildung seiner Sinne halten, da kroch es im Dunkeln aus einem Winkel vor, wo es gesessen, und schluchzte mit weinerlicher Stimme:

„Bring's aber zu Nichts! Nicht wahr, Goethe, ich bring' es zu Nichts?!"

„Reinhold!" rief Goethe, erschrocken über das jam-

mernde Weſen, das ſich vor ihm wand und immer von Neuem ſchluchzte und klagte:

„Bring' es zu Nichts! Muß ſterben vor der Zeit! O! O!"

Goethe zwang ſich laut aufzulachen.

„Toller Comödiant!" ſchrie er überluſtig, „wozu dieſes Geheul und Quinkeliren? Willſt wohl den ſterbenden Poeten ſpielen — pfui, ſchäm' Dich! mit zwanzigjähriger Jugendkraft in den Adern! Nachteule!"

„Aber, Goethe, dieſe Angſt! dieſe Angſt, daß ich zu ſpät komme, daß man mich nicht anerkennt, daß ich ruhmlos — Helf mir, Goethe!"

„Ich Dir helfen?"

„Sagt' ich, Du ſollteſt mir helfen? Nein! Nein! Nein! Will mir ſelber helfen! Geh' Du nur!"

„Willſt mich wohl zur Thüre hinausſchmeißen?" fragte Goethe lachend. „Spar' Dir die Müh', will ja heut' Abſchied nehmen."

„Ha, ſo bald ſchon!"

„Jetzt, Reinhold, jetzt — morgen geht's fort."

„Nach Frankfurt?"

„Nach Frankfurt!"

„Wirſt Du viel dort arbeiten?"

„Läßt ſich die Muſe zwingen; doch ſag' ich getroſt: Ja."

„Der Götz? — der Fauſt —?"

„Werde mich zwar nicht überarbeiten — Nächte lang."

Lenz athmete auf.

„Nimm Dir Zeit, Wolf, ſag' ich, nimm Dir Zeit! 's iſt beſſer ſo! Der Berlichingen iſt ein Rieſenwerk, ein Straßburger Münſter. Nimm ihn mit Verſtand vor, daß ſie ihn Dir nicht über'n Haufen recenſiren in den Frankfurter gelehrten Anzeigen." Inwendig aber dachte er: Ueber den Gimpel! Will ſich nicht abrackern Nächte lang, aber ich — ich. Wem wohl der Lorbeer? Laut fuhr er fort: „Und ſchreibe mir öfters, Goethe, Deine Ideen, Deine Gedanken. Vertraue mir, Goethe!"

„Vertrau' Dir, beim Gotte da droben!" — —

„Nun, Lenz — — ich muß ſcheiden. Bruder, biſt ein ganzer Kerl, nur ſei nicht ſo ſtolz auf Dich — bitt' Dich, Lenz, ſei nicht zu ſtolz auf Dich, wenn Du mich wirklich lieb haſt!"

„Goethe! Goethe!"

„Leb wohl! Denk an mich, Lenz!"

„Werd' an Dich denken Tag und Nacht. Wirſt mir keine Ruh' laſſen, Goethe. Leb' wohl!"

Unten auf dem finſteren Gang fiel er ihm plötzlich noch einmal um den Hals und ſchluchzte:

„Leb' wohl!"

V.

Henriette.

In einer der folgenden Nächte saß Reinhold, die Lustspiele des Plautus studirend, noch spät wach. Vor ihm lag das Buch und daneben stand ein Glas Wasser mit ein paar Tropfen Rothwein gefärbt. Durch die zurückgeschlagenen Gardinen sah der bleiche Herbstmond herein. Kaltes, stürmisches Wetter draußen; der Wind führte die gelben Blätter der Bäume spazieren und raschelte seltsam auf den Dächern umher, als handthiere er dort wunderliche Dinge. Reinhold war bekümmert: Wilhelm war zwar zu Hause, aber Albert fehlte noch immer. Er beschloß, was es auch koste, diesem Treiben ein Ende zu machen. Er lehnte sich in den Sessel zurück und starrte in das trübe brennende Licht vor sich. Andere Gedanken verdrängten bald den Knaben aus seiner Seele.

„Wo mag er jetzt wohl sein, was wird er treiben? Sitzt wohl jetzt daheim in seines Vaters Haus, weich und behäbig gekleidet im seidenen Schlafrock und schreibt

auf wohlparfümirtes Papier wilde Dinge von Schlachten und Vehmgericht. Pah! will ſich ja nicht übereilen Nächte lang, der Rathsſohn, der Reiche, dem alles Schöne und Koſtbare dieſer Welt offen ſteht. . . . Hat ſein eigen Neſt, wo er dermal 'neinkriechen kann, wenn's ihm zu kalt hier außen wird. Ich habe Nichts derart, — Nichts. Wenn ich 'mal alt werde, mir die Finger erlahmen und die Gedanken in den Wind gehen, dann heißt's: Marſch, Lenz, pack' auf und bettle Dich durch die Welt bis 's zu Ende geht. Sterb' wohl hinter einer Hecke, ein verluderter Landſtreicher, den der Büttel auf ſeinen Kehrichtwagen wirft und weiß nicht 'mal, wen er darauf wirft. Er, er kann behaglich ſterben, hinter'm warmen Ofen, Weib und Kinder um ſich, die über ihn wehklagen. Er legt ſich auf die andere Seite und röchelt: Ausgabe letzter Hand — Deutſchlands erſter Dichter — hab's erreicht. Wie das angenehm ſein muß: ein eigen Haus und über der Thüre wohl gar noch eine Leier mit 'nem Stern. Ruhmvoller Goethe! Doch fort mit den Gedanken, auch über dem genialen Vagabunden liegt ein eigner Reiz!"

Da öffnete ſich leiſe die Thüre und herein kam's geſchlichen und ſchwankte herüber und hinüber und knickte neben ihm zuſammen. Sah aus ſo erbärmlich und hatte doch ſo prächtige Kleider an und ſeidene Strümpfe und gepuderte Locken, von denen der Hut gefallen war, und einen Degen, und nannte ſich Albert.

„Was iſt Dir?“ ſchrie Lenz aufſpringend, „hat Dich Einer geſtochen?“

Der Telemach lag mit dem Kopf nach der Erde, die Arme umklammerten den Stuhl, krampfhaft vergruben ſich die langen, weißen Finger, von zerriſſenen Spitzenmanſchetten überhaucht, in das Polſterwerk. Er gab keine Antwort.

„Albert, um Gotteswillen, Albert!“

Endlich richtete er ſich auf.

„Ich bin krank, Reinhold, das iſt Alles. Erſchreck' nicht, guter Mentor, da es einmal nicht zu ändern iſt.“

„Wo fehlts Dir? Ich will zum Doctor laufen.“

„Laß, laß! Vorhin auf der Straße ergriff mich im Mondſchein ſo ein Schwindel; ich mußte mich an den Häuſern halten, ſonſt hätt' ich mir den Kopf eingeſtürzt auf den Steinen. Wie Alles ſo walzermäßig tanzte — ganz hübſch. Und dann ſchon ſeit einiger Zeit fühl' ich mich ſo ſchwach, ſo hinfällig im Innern, ſo wund.“

„Ich hole den Arzt.“

„Nein, mich ſchläfert, ich will zu Bette gehen; doch nicht, wo der Andere ſchläft, der ſtört mich und ich bin müde. Laß mich in Deinem Bett heute Nacht ſchlafen, will 'mal ſo recht allein mit Dir ſein. Komm' komm'!“

Reinhold ſtand mit dem Lichte auf und führte Albert in ſein Schlafzimmer. Dieſer warf ſich auf's Bett und er ſtreckte ſich in den Lehnſtuhl.

Nach einer Weile ward er durch den Telemach

geweckt, der seinen Namen rief. Es mochte gegen drei Uhr sein. Der Mond schien hell in's Zimmer und auf den Ruhelosen, der aufgerichtet im Bette saß.

Lenz sprang auf.

„Was gibt's, Albert?"

„Bleibe nur ruhig, lieber Reinhold, wollte Dir nur sagen, daß es mit mir und der Henriette aus ist."

„Gott sei Dank!"

„Ach, es ist ein schönes Mädchen, Reinhold, ich sag's Dir, aber so leichtsinnig. Wußt' es schon lange, aber jetzt ist's am Ende; hab' ihr eben Ade gesagt, denn in den nächsten Tagen geh' ich nach Haus und will sie nicht mehr wiedersehen."

„Du willst nach Haus? Das kann nicht sein!"

„Doch, Reinhold, es ist so. Bei alle dem Schwärmen und Zechen hab' ich doch Viel hier gelernt, kannst mir's glauben: Welterfahrung. Ich bin um zehn Jahre älter geworden in dem einen."

„Das weiß der Himmel, Albert."

„Du warst mir die Zeit ein guter Informator, ja, mehr als das, Du warst mir ein Freund."

„Aber ein falscher, ein niederträchtiger."

„Sage das nicht; es wäre ja doch so gekommen. Besser, daß ich's hinter mir habe; bändigen hättest Du mich doch nicht können. Hör' also! Ich habe jüngst einen Kaufmann kennen gelernt, einen ehrwürdigen Greis, der nach Kurland reist, mit dem will ich fort. Wir kommen auch durch Dorpat, da besuch' ich Deine Eltern."

„Am beſten wär's für Dich, wenn Du fort von hier gingſt; aber Dein Vater —"

„Der liebt mich ſo ſehr."

Lenz athmete ſchwer auf.

„Eben darum, armes Kind; ich werde Dir ein Schreiben an ihn mitgeben."

„Reinhold!"

„Ohne dies laß ich Dich nicht fort; Dich ſoll keine Schuld treffen, mich nur, Deinen elenden Mentor. Dein Vater ſoll auch ſobald wie möglich Deinen Bruder fortholen. O, weßhalb mußte er auch gerade mich zu einem Erzieher erwählen!"

„Tröſte Dich, Reinhold, Du biſt eben ein ſchwacher Menſch, wie wir Alle. Ich verdamme Dich nicht und kein Menſch wird Dich verdammen, der die Verſuchung kennt. Jetzt laß mich noch ein wenig ſchlafen. Ich konnt' es aber nicht mehr für mich behalten; mußt' es Dir erſt ſagen."

Am frühen Morgen polterte Wilhelm herein.

„Sieh da, Bruder!" rief er erſtaunt, „glaubte Dich 'mal wieder außerhalb und nicht ſo bürgerlich in des Herrn Hofmeiſters Bett. Wie geht's Dir?"

„Gut, recht gut; ich werde ſogleich aufſtehen und einen Spaziergang machen."

„Einen Spaziergang? Du? Wohin denn?"

„In die weite Welt."

„Und nicht zum Frühtrunk mit mir gehen?"

„Diesmal nicht."

„Guten Morgen, Herr Lenz."

Wilhelm drehte sich auf dem Absatz um und verließ das Gemach.

„Hätt' ihn eigentlich hier behalten sollen," meinte Reinhold.

„Laß ihn; er würde uns doch nur gestört haben — und einmal mehr oder weniger."

Sie kleideten sich an und gingen in die herbstliche Gegend hinaus, den Rhein entlang. Zuerst fiel Albert das Gehen schwer, bald aber fühlte er sich stärker und als er nun so ganz hinaus in's Freie kam und Straßburg mit all seinem menschlichen Schmutze hinter sich hatte, da athmete er hoch auf und fühlte sich wohl, wie seit langer Zeit nicht. Der Himmel war so durchsichtig blau, die Luft so rein, die Gegend ringsum so freundlich gezeichnet. Sie ließen sich unter einigen halbentlaubten Bäumen auf einem Hügel nieder.

„Lenz," sagte Albert, „jetzt fühl ich's recht mit unaussprechlicher Geistesstärke in mir befestigt: der Mensch kann nur seine Gottähnlichkeit behalten im Anschluß an die Natur, im steten Dichten und Trachten, mit ihr zu harmoniren, die reine Wahrheit, die in ihr ausgegossen liegt, auch in sich zu übertragen. Es gibt nichts Schöneres, Lenz, als so ein Naturleben, als sich so ganz mit allen Kräften und Sinnen in sie zu vertiefen, als völlig in ihr aufzugehen. Man soll sich nicht für ein Wesen für sich allein halten, für einen Gott, der außer ihr steht, sondern nur für einen Theil von ihr selbst. So würde am Ende Frieden über die

Menſchen kommen und Leid und Leidenſchaft gelindert werden."

Lenz brach in ein hohles, ſchallendes Gelächter aus, daß Albert ihn erſchreckt anſah.

„Nimm mir's nicht übel, Sohn," ſagte er, „aber ich kann's Lachen nicht mehr verbeißen. Hahaha! Ein Leben ohne Leid und Leidenſchaft! dann möcht' ich kein Menſchenkind ſein, denn das ſind ja eben die Würzen des Daſeins, die Pfefferkörner, die die Speiſe erſt pikant machen. Die Ideen, die Du jetzt hegſt, ſind die Nachwehen des Genuſſes, der Ueberſättigung, die mit der Abſchüttelung des moraliſchen Katzenjammers eben ſo ſchnell verſchwinden, wie ſie gekommen ſind. Ein Menſchenleben ohne Leid und Leidenſchaft! Hoho, ein Curioſum! Ließ es in Spiritus ſetzen und für Geld ſehen, wenn's anginge."

„Geh' mit Deinem Spotte!"

„Kannſt Du Dir die Natur in ewigem Gleichmaß denken? gewiß nicht, denn ſie würde bald ſchaal genug ſein mit ewigem Himmelblau und Roſenroth. Nein, Stürme müſſen brauſen, Orkane raſen, Wolken ſich zuſammenballen und Blitze gebären. Ohne Leidenſchaft beſteht Nichts auf der Welt und müßt' es auch darüber zu Grunde gehen."

„Aber Frieden iſt doch ſo ſchön, Reinhold, das fühl' ich jetzt an mir, weßhalb ſoll er uns entriſſen ſein?"

„Er wird uns ja nicht entriſſen, wir entreißen ihn uns ſelbſt. Und lebte auch ein Jeder für ſich, er

führte dennoch, glaub's mir, Albert, Krieg mit sich selber — der Körper und der Geist, die ewigen Feinde. Vielleicht, Heilige, die das Fleisch tödten —"

„Sieh', Reinhold," rief da der Telemach, „so ein Heiliger will ich werden, das gährte schon lang in mir! Will nach Kurland ziehen in meine Heimath und dort ein Naturleben führen, ein heiliges, unantastbares Naturleben, abgeschlossen für mich in den düstern Schwarzwäldern, fern von allen Menschen und aller Leidenschaft, und glücklich sein!"

„Glücklich! Vielleicht komm' ich noch 'mal zu Dir in Deine Urwälder, und wenn Du dann glücklich bist, so scheer Dir Deinen Bart ab und ich will wandern von Stadt zu Stadt und ihn zeigen als ein Wunderding, als den Bart eines glücklichen, denkenden Menschen. Glücklich, glücklich — es gibt keine glücklichen Menschen!"

Sie standen auf und gingen wieder der Stadt zu.

„Reinhold, spotte nicht über mich," begann der Telemach wieder; „ich muß wohl zu einem Stillleben erwählt sein, denn Alles drängt mich dazu hin. Heute Nacht in der bangen Stunde meines Wachens überkam mich plötzlich eine hohe Freudigkeit bei dem Gedanken, Mönch zu werden."

„Bist Du von Sinnen?"

„Es wehte mich so kühlend, so lindernd an bei dem Gedanken, daß ich ganz getröstet ward. Ich malte es mir so lockend aus, so still vor sich hin im Kloster mit einigen anderen gleichdenkenden

Männern zu leben, — damit man doch die menschliche Sprache nicht ganz verlernt, — des Nachmittags in der kühlen Bibliothek zu sitzen und in alten, vergilbten Handschriften zu lesen, was der und jener Bruder vor uns gedacht; dann im Klostergarten unter den hundertjährigen dunklen Ulmen zu wandeln und mit ruhigem wohlthätigen Gefühl des Himmels Luft zu genießen, Mitternachts beim Läuten des Glöckleins zur Hora zu schreiten durch die hohen, mächtigen Kreuzgänge, sich zu beugen vor der Muttergotttes und den schönen frommen Steinheiligen und durch Kasteiung sich von früheren Thaten zu reinigen!"

„Albert, ich beschwöre Dich!"

„Laß'," sagte der Telemach düster, während ein Hauch der Schwermuth über sein schönes Gesicht flog, „es war nur ein Traum. Ich kann ihn nicht verwirklichen, da ich kein Abtrünniger werden will."

Bei Tische machte Albert seinen Bruder mit seiner nahe bevorstehenden Abreise bekannt und, wie vorauszusehen, schien dieser über die Trennung nicht sehr betrübt.

Abends kam der Hauptmann Mary und Desrosiers die durch Wilhelm von Alberts Abreise gehört hatten, und thaten sehr traurig. Wirklich ging es den von Herzen guten, aber durch leichtsinnigen Lebenswandel verrufenen Burschen nahe.

„Was wird Henriette anfangen?" meinte der Lieutenant.

„Sage lieber, was wird der Hauptmann Mary

anfangen," grollte dieser, „wenn sein Herzblatt nicht mehr neben ihm sitzt und mit ihm anstoßen kann? Kreuzhimmel-Element!"

Und dem Haudegen rann eine Thräne über die dicken rothen Backen.

Albert tröstete sie lachend und sie entfernten sich bald, nachdem er eine Abschiedsfestlichkeit, bei welcher sie mit einigen Gläsern Wein ihren Gram hinunterspülen wollten, abgelehnt.

Als sie fort waren, setzte sich Reinhold hin und schrieb zwei Briefe, den einen an den Vater seiner Anvertrauten, in ziemlich einseitiger Weise, worin er sich als den allein Schuldigen an der Zerrissenheit des Jünglings angab, ohne auf diesen selbst hinzuweisen, der es nicht anders hatte haben wollen und ihn, wie jeden Informator, gewißlich schlauer Weise hintergangen hätte, um seine Gelüste zu büßen. Ueber Wilhelm sagte er, daß sich dieser nicht-zum wissenschaftlichen Studium eigne und er bitte, ihm so bald wie möglich fernere Weisungen über ihn zukommen zu lassen. Auf jede weitere Verbindlichkeit verzichte er selbstverständlich. Der zweite Brief war an seine Eltern: Sohn und Vater bekamen nur in großen Zwischenräumen etwas von einander zu hören.

Den Morgen darauf erschien der Kaufmann, Deutscher von Geburt, und setzte die Abreise auf den Nachmittag fest. Lenz fand einen alten, ehrlichen Menschen in ihm, dem er Albert wohl anvertrauen konnte.

Seine Sachen wurden zusammengepackt und als die

bestimmte Stunde kam: noch ein Lebewohl, noch einen Händedruck dem Bruder, noch eine Umarmnng dem Mentor, und der Telemach war geschieden.

In sein Stammbuch waren ihm die Worte geschrieben:

„Der nächste Weg, zum Narren zu werden, ist, sich ein System bauen zu wollen."

Darunter: „J. M. R. Lenz."

* * *

Auf dem schwellenden Divan lag die schöne Henriette ausgestreckt, in schwere, dunkle Gewänder gekleidet. Ihr Gesicht war von einer flammenden, kranken Gluth beseelt, die halbgeöffneten Lippen zuckten zu Zeiten empor und ließen die elfenbeinernen Zähne sehen.

Es war führwahr ein schönes Mädchen, die Prinzessin aus der Krämergasse zu Straßburg.

Auf einem Schemel vor ihr saß ein geputzter Herr, das blonde Haar wohl frisirt und den Spitzenstrich am Busen wohlgefaltet; in der Hand hielt er ein beschriebenes Blatt Papier.

„Lies mir's noch einmal, Renaud," sagte Henriette. „Ich höre Verse, die auf mich gemacht sind, noch einmal so gern, wie andere."

Und Renaud Mois de Mars, wie sie ihn in ihrer neckischen Laune nannte, las:

„Aus ihren Augen lacht die Freude,
Auf ihren Lippen blüht die Luft,

Und unterm Amazonenkleide
Hebt Muth und Stolz und Drang die Bruſt.

Doch unter Locken, welche fliegen
Um ihrer Schultern Elfenbein,
Verräth ein Seitenblick beim Siegen
Den ſchönen Wunſch, beſiegt zu ſein."

„Es gefällt mir wahrhaftig," lachte Jettchen, „und beſonders der Seitenblick beim Siegen. Guck, Du kleiner Apollo, verſtehſt Dich ſchon ganz gut auf unſere Eigenthümlichkeiten, auf verliebtes Schielen und das bezaubernde, ſinnverwirrende Lächeln dabei."

Lenz nickte und überreichte ihr die mit Roſen und Liebesgöttern umkandelten Verſe.

„Fi donc!" ſagte ſie, „welch' ein Geſchreibſel, das iſt ja kaum zum Leſen und auf meinem Stolz gerade ein großer Tintenflecken —"

Sie zerriß das Blatt in eine Menge kleiner Stücke und warf ſie dem Amoroso an den Kopf.

Verdrießlich duckte ſich dieſer und grollte.

„Iſt doch mit meiner beſten Feder geſchrieben. Ich kann nun einmal nicht anders; was Du nur immer daran auszuſetzen haſt!"

„Du kannſt nicht beſſer, lieber Renaud? So will ich Dich's lehren. Du weißt, was ich für eine zierliche franzöſiſche Hand ſchreibe. Du wirſt jede Woche zwei Mal Schreibſtunde bei mir haben, und wehe Dir, wenn Du ein fauler Schüler biſt! Die erſte Uebung wird darin beſtehen, die an mich gerichteten Verſe fein

leſerlich zu ſchreiben. Auf Wiederſehen beim Thee, edler Mois de Mars."

Reinhold ſtand auf, küßte ihre Hand, machte eine Reverenz und empfahl ſich.

Reinhold Lenz war Henriettens erklärter Courmacher.

Lenz hatte zuerſt das Verhältniß, wie es ſich ihm dargeboten, ergriffen und gedacht, es baldigſt wieder von ſich zu ſtoßen; jedoch ſeine Phantaſie machte ihm einen Strich durch dieſe Rechnung. Mit der Zeit bildete er ſich nämlich ein, er liebe Henriette wirklich und betrachte ſie als ſeine erſte und einzige Liebe. Zu Zeiten kicherte zwar ein muthwilliger Kobold in ihm, daß Alles nur eine Comödie ſei, aber er hörte nicht auf ihn.

Lenz ſagte ſich, er wolle nicht wieder von ihr gehen, behauptete kecklich, daß er es auch nicht im Stande ſei und nahm Schreibſtunde bei ihr. Reinhold Lenz, der deutſche Shakeſpeare, der Mann, der Goethe ſtürzen wollte, ging regelmäßig zwei Mal die Woche mit einer Schreibmappe in die Krämerſtraße zur Schreibſtunde bei der Henriette Descartes.

Sie ſtutzte ihn auch weiblich in ſeinem Aeußeren zu, friſirte ihm täglich die Haare und bügelte ihm die Spitzen an den Buſenhemden und Manſchetten. Er war in ihren Händen zu einem ſuperben Zierpüppchen geworden. Doch Fortſchritte im Schreiben machte er bei ihr, das mußte man ihm laſſen, ſeine Handſchrift war reinlich und deutlich geworden, nur etwas frauen-

zimmerlich spitz und dünn. Wie wird sich die Pfarrerin freuen, wenn sie den nächsten Brief von ihrem Reinhold empfängt und nicht die Brille dabei aufzusetzen braucht! Aber wenn sie dann auch wüßte, wer es ihn gelehrt hatte!

In diese Zeit fällt auch noch eine andere Flirre Reinholds, nämlich die, in französische Kriegsdienste zu treten. Bei seiner Bekanntschaft mit den Offizieren hatte er das Soldatenwesen gründlich kennen gelernt, eine besondere Vorliebe für Waffen aller Art gefaßt, und bildete sich hierdurch gar ein, daß er zum Soldaten geboren sei. Den Schlachtenlorbeer mit dem der Poesie zu vereinen, schien ihm altrömisch und seiner würdig. Mary und Desrosiers hielten das Ganze nur für eine barocke Idee, die sich schon wieder geben würde, denn daß er nicht zum Soldaten paßte, konnte jedes Kind einsehen; sie redeten ihm aber zu, da sie neugierig waren, wie weit er gehen würde. Frankreich zog ihn am meisten an — die Siege Ludwigs des Vierzehnten waren noch nicht vergessen, der jetzige König war alt und krank und unter Marie Antoinettens Fahne zu fechten schien ihm ein Glück. Der Livländer Pfarrerssohn, der deutsche Dichter, im fernen Paris ruhmbekränzt einziehend an der Spitze seiner schlachterprobten Regimenter, schien ihm wunderseltsam, einzig in seiner Art zu sein.

Als erste Empfehlung schrieb er ein Memoire über Bewaffnung an den französischen Kriegsminister. Schon lag es adressirt und gesiegelt auf seinem Schreibtisch

da machten ihm die beiden Freunde die Sache klar — alle seine Wahngebilde gingen mit einem Male in Dunst auf —; er mußte, bei reiflicherem Ueberlegen selbst darüber lachen und warf das Memoire an den französischen Kriegsminister über Bewaffnung in's Feuer.

Jeden Tag erwartete Lenz Nachricht aus Kurland, denn Albert mußte schon längst angekommen sein; es war ja mittlerweile Winter geworden.

Wilhelm war jetzt häuslicher, er fror leicht und las lateinische Bücher hinter'm Ofen.

Endlich kamen Briefe an.

Kaltblütig erbrach der Mentor den seinen, gefaßt auf eine Epistel väterlicher Ungehaltenheit; aber nichts von alledem fand sich vor. Der alte Edelmann wunderte sich nur höchlichst, daß er aus seinem Sohne einen solchen Naturphilosophen gemacht habe; er stimme zwar nicht mit dieser Richtung der Wissenschaft überein, aber er sei sein Liebling und er lege ihm Nichts in den Weg. Daß Wilhelm sich nicht für das Studium eigne, sehe er selbst ein. Er solle ihn umgehend nach Mittau schicken, wo er sich jetzt aufhalte; von da wolle er ihn mit auf seine Güter nehmen. Beigelegt war der Gehalt für das folgende Jahr, — da Lenz nicht um seiner Söhne willen leiden solle, — und ein paar flüchtige Freundeszeilen von Albert.

Reinhold war im höchsten Grade erstaunt; er konnte es sich nicht anders erklären, als daß der Telemach seinen Brief nicht abgegeben habe. Thränen traten ihm bei diesem Gedanken in die Augen.

Lenz brauchte Wilhelm mit dem Inhalt des väterlichen Schreibens nicht bekannt zu machen, da dieser ein gleiches erhalten hatte.

Brummend steckte er es ein und bestellte ein Abschiedsessen, denn ganz in entgegengesetzter Weise wie sein Bruder wollte er scheiden.

Der Hofmeister war ausgespielt — Lenz war allein. Nichts hielt ihn mehr in Straßburg. Seine Einbildungskraft in Hinsicht auf Henrietten wollte nicht länger Stich halten. Er belächelte sich, faßte einen jener rapiden Entschlüsse, deren er fähig war und löste das Verhältniß auf eine ziemlich ironische und leichtfertige Weise.

— — — — —

Einige Tage später, als Mary vorsprechen wollte, war der Reinhold Lenz ausgezogen und Niemand wußte wohin. In einem engen Gäßchen hoch im Giebel saß er und übersetzte sein Shakespeare'sches Lustspiel fertig; — dabei sehnte er sich nach Ruhe und Abgeschiedenheit.

Als er mit dem Lustspiel zu Ende war, breitete er feierlich ein weißes, sauberes Tuch über den morschen, wackligen Tisch, nahm vom Bücherbrett den Shakespeare, Lessings Schriften, Herders „Critische Wälder" und eine englische Grammatik des Magister Bossurin, die er der Reihe nach auf dem gedeckten Tische aufstellte und vor ihnen dann sein Stück herunterlas.

Das war die literarische Gesellschaft, vor welcher

er sein Werk zwei Jahre vor Erscheinen des Götz von Berlichingen gelesen haben wollte.

Der Frühling kam, die Luft wehte so lau und lockend, Lenz konnte nicht widerstehen, er schnürte seinen Bündel, zahlte die Miethe für sein Kämmerchen ein halb Jahr voraus und zog lustig singend zum Thore hinaus. Er wollte fremde Menschen und Städte sehen, und das konnte er ja mit des alten Kurländers Geld. Gott segne ihn!

VI.

Die Friederike von Sesenheim.

Im Spätsommer 1772 war es; die Luft war rein und klar, annähernd der des Herbstes, der Himmel blau, von unzähligen Vögeln durchzogen, und die Erde prangte noch in ihrem letzten Schmucke. Die Bäume standen in ihrer ersten Färbung da, die sich bald zu sengendem Roth oder lederartigem Braun entwickeln sollte. Im Wäldchen bei Sesenheim, dem deutschen Vaucluse, wie es ein englischer Autor nennt, saß auf einer Rasenbank unter einer mächtigen Eiche ein junges Mädchen, tief in Gedanken versenkt. Ein einfaches, dunkles Kleid umschloß die schlanke, graziöse Gestalt und hob die Blässe der Haut um so vortheilhafter hervor. Sie hatte das feingeschnittene Gesicht mit den kastanienbraunen Haarflechten auf der Hand ruhen und blickte starr vor sich auf den Boden.

Man sah es diesem Gesicht an, es war nicht immer so ernst gewesen als jetzt, nicht immer so bleich die

Wangen — frisches Jugendroth mußte auf ihnen geschwebt haben, muthwillige Lust, neckische Kindlichkeit. Ei, um die schwellenden Lippen spielt ja jetzt wieder das himmlisch-strahlende Lächeln, das die Grübchen bildet und ihr so gut steht — die blauen Augen lachen wieder auf!

Ein seliges Selbstvergessen bebt durch sie hin, aber auch nur einen Moment, mit gerunzelter Stirn versinkt sie wieder in die alte Traurigkeit, bemerkt auch gar nicht, daß ihr gegenüber unter den Bäumen her ein Wanderer schreitet, der überrascht bei dem unerwarteten Anblick stehen bleibt.

Es war ein junger Gesell, nicht gerade groß und kräftig gewachsen, aber wohlproportionirt und ansprechend. Auf dem lang herabfallenden blonden Haar hatte er einen einfachen Treffenhut sitzen, ein eng anschließendes Collet schloß vortheilhaft seinen Oberkörper ein. An den Beinen trug er eine Art Reiterstiefeln, in den Händen einen Stock, und ein kleines Reisebündel hatte er über der Schulter hängen.

Er betrachtete das vor ihm sitzende Mädchen lange mit großen Augen: so ein Gesicht hatte er all' sein Lebtag noch nicht gesehen und, wie sie sich in ihre Gedanken, vertiefte er sich in ihren Anblick. So rein, so schuldlos sah sie aus und doch so ernst; man merkte es ihr unbewußt an, daß sie den Kelch der Leiden gekostet haben mußte.

Er hätte ihr gern den schwermüthigen Schatten von der Stirn und den Lippen fortküssen mögen.

Endlich trat der Wanderer einen Schritt vor, ein Zweig knackte unter seinen Füßen und das Mädchen fuhr auf. Erschrocken blickte sie um sich und mit ihren wundervollen Augen den fremden Mann vor sich an.

Diesen durchschauerte es — er fühlte sein Geschick seltsam mit dem ihrigen verbunden, fühlte, daß ohne Diese sein Leben kahl und öde sein würde!

Er zog ehrfurchtsvoll den Hut ab und sagte:

„Verzeihung, Mademoiselle, wo führt der Weg nach Sesenheim?"

„Der Fußsteig rechter Hand führt Sie aus den Bäumen heraus und dann sehen Sie das Dorf unten im Thale liegen."

Der Mann grüßte wieder und stieg dann, ohne sich umzusehen, den bezeichneten Fußpfad hinauf.

Die Laura des deutschen Vaukluse aber sank wieder auf die geliebte Bank zurück, wo sie oftmals in den Tagen ihres Glückes mit ihrem einzigen Petrarch zusammengesessen hatte und nicht gedacht der Stunde des Scheidens.

Arme, arme Laura!

Dein fröhliches Lachen, Dein bestrickender Gesang sind mit ihm fortgezogen nach dem düsteren Haus am Frankfurter Hirschgraben, wo es jetzt wohl gespenstig durch die hohen Gänge hallt. Ob er wohl noch darinnen sitzt und Deiner gedenkt? Du weißt es nicht. Aber gar bald wird die Kunde von Wetzlar zu Dir dringen, daß Dein Goethe zum Werther geworden und eine Lotte anschmachtet!

Keine Spur mehr von jener Sesenheimer frischen unbefangenen Liebe. Und wenn er dereinst 'mal wieder hergezogen kommt, so ist der Doctor Goethe zum herzoglichen Rath geworden und nicht der Wolfgang mehr, wie Du ihn kanntest!

— — — — —

Abends, als die untergehende Sonne die Eichen zum letzen Male goldig streifte und leises Glockengeläute von unten heraufdrang mit dem Abendliede der Vögel, sprang sie endlich auf, hing ihren Hut mit den langen Bändern an den vollen, schön gerundeten Arm und wandelte langsam den Weg, den sie hundertmal lachend leichthin geflogen war, mit ihrem Geliebten fröhlich schäkernd und sich einander küssend im Fangen. Nichts war von ihm geblieben, als das quälende Bewußtsein, von ihm verlassen zu sein.

Sie erstaunte etwas, als sie unter dem Kastanienbaum am Pfarrerhause ihren Vater mit dem Fremden von vorhin sitzend fand.

Die Mutter stand auf und ging der Tochter entgegen.

„Wir haben Besuch bekommen," sagte sie. „Einen Herrn Lenz aus Straßburg, der von einer weiten Reise zurückkehrt. — Unsere Tochter Friederike," stellte sie dieselbe Reinhold vor, der sich krampfhaft und erbleichend an seinem Stuhle halten mußte.

Das war die Sesenheimer Friederike! O Gott, Goethe's Geliebte! Goethe und immer wieder Goethe! Verhaßter Nebenbuhler!

„Der Herr Doctor wird heute Nacht bei uns bleiben, überhaupt ſo lange, wie es ihm bei uns gefällt. Betrachte ihn alſo ganz als einen geliebten Hausgenoſſen," ſagte der ehrenwerthe Herr Brion.

Lenzens Blick wurzelte noch immer an ihrem Antlitz. Sie ſah ihn wie forſchend an, verbeugte ſich förmlich und ging in's Haus.

Nach einer Weile kam ſie wieder und ſetzte ſich mit einer Handarbeit, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, ihm gegenüber.

Er fühlte es wohl: was war er ihr, was konnte er, wie jeder Andere, ihr auch ſein, als ein niedriger Sterblicher, zu ſchlecht, nur ihre Fußſpuren zu berühren, wie viel weniger einen Blick ihrer Augen zu erhalten.

Reinhold erzählte viel und anhaltend, er wollte nicht ganz ſpurlos vorübergehen. Er war den Rhein hinabgepilgert bis nach Köln, der wunderbaren, katholiſchen Stadt, und von da wieder zurück auf mannichfachen Kreuz- und Querwegen in der Irre umher, durch den Jura und Schwarzwald, den Rhein wieder herüber, Straßburg zu. Beſonders von dem Schwarzwalde erzählte er mancherlei. Er ſah ihn an wie einen Zauberwald in den Märchenbüchern, aller Wunder und Abenteuer voll. Einſam und allein hatte er ihn durchſtreift, zu Zeiten mit deutſchen Studenten, hatte ſich aber bald wieder von ihnen getrennt, da er für ſich allein alle Schauer und Schönheiten genießen wollte. Am meiſten gefeſſelt hielt ihn ein

verfallenes Raubschloß, die Hochburg geheißen, und er behauptete, dort die wonnereichste Nacht seines Lebens verbracht zu haben. Er schilderte, daß man ihn fast zu sehen glaubte, wie er in und über den eingestürzten Hallen des Gemäuers, von wilden, schwarzen Tannen und Felsen umragt, herumgehüpft sei im Mondenschein und den König Lear in die geisterwebende Nacht hinausgesprochen habe.

Die Pfarrerin war während dessen aufgestanden und hatte sich sachte entfernt.

Lenz erzählte ihrem ernst zuhörenden Gemahl weiter.

Dieser sagte hier und da beistimmend: „Hm" — und versicherte ihm, daß auch er als Student den Schwarzwald durchzogen, aber derlei Dinge könne er sich nicht rühmen, in ihm gefunden zu haben. Das datire sich wohl von seinem stillen Pfarrergemüth her, das schon von Kindesbeinen an in ihm gesteckt habe.

Als Lenz zu Ende war, erhob sich Herr Brion und wandelte, die Hände auf dem Rücken, vor dem Hause auf und ab, wo es immer dunkler zu werden begann.

Reinhold saß jetzt ungestört seiner schönen Nachbarin gegenüber. Er fühlte, daß er nicht so stumm dasitzen durfte und leitete deshalb ein Gespräch ein, das in langen Zwischenpausen drückend auf ihnen lag.

„Hier ist's schön," sagte er. „Unter den Kastanien ruht der Friede; wer hier wohnen kann, muß glücklich sein."

Friederike ſchien ſchwer aufzuſeufzen.

„Dieſen Frieden des Glückes hab' ich zu koſten geſucht," fuhr Reinhold fort. „In den geheimſten, ſtillſten Gründen der Wälder, aber vergebens, denn ich bin eben ein Mann, verflucht, ein ruhe- und raſtloſes Streben mit mir herumzutragen, das mich aufjagt aus dem Schooße des Friedens. Wie glücklich iſt aber gegen das unſere, das Loos der Frauen — ſie können ſich ganz der ſüßen Verſunkenheit des Glückes hingeben, ohne den Stachel der Unzufriedenheit in ſich zu hegen, denn ſie haben ja Alles erhalten, was ihnen Noth thut, — brauchen nicht zu erjagen den Kranz des Ehrgeizes, des Ruhmes, wie wir. Im trauten Stübchen, an der Seite des geliebten Mannes, von Kindern umſpielt, mehr verlangen ſie nicht; und doch nur der Elendeſten, der Aermſten von Allen iſt das verſagt, denn einer Jeden blüht 'mal der Augenblick der Liebe."

„Die Aermſte, die Elendeſte von Allen, Herr Doctor Lenz," ſagte Friederike mit gepreßter Stimme, „iſt wohl die, die einen Mann ſo recht aus innerſter Seele liebt — und um des ſchrecklichen Ruhmes willen von ihm verlaſſen wird."

Reinhold ſchnürte ein wildes, thränenvolles Weh die Kehle zu, er hätte vor ihr hinſtürzen und ihr zurufen mögen: Ich entſage dem Ruhm, ſei mein!

Nach einer Weile flüſterte er ihr zu und wußte ſelbſt eigentlich nicht, was er ſagte:

„Wie einſam wird es jetzt für mich in Straßburg ſein, da der Doctor Goethe fort iſt."

„Sie kannten ihn," sagte sie; „ich weiß es, er hat mir einmal von Ihnen erzählt. Sie haben augenblicklich einen theueren Freund an ihm verloren; doch Sie können sich trösten, Sie können ihn ja bald wiedersehen — doch ich . . ."

Sie stand schweigend auf und ging in's Haus, Reinhold, den Kopf in die Hand gestützt, blickte ihr nach.

„Sie liebt ihn immer noch," flüsterte er. „Liebt ihn mit der unvergänglichen Weibesliebe, die so ewig schön ist — und Er, weiß Gott, in welche Arme er jetzt sein Haupt niederlegt! Hätt' ich so ein Lieb, wie wollt' ich's pflegen, mich an es hängen und es nicht lassen. O Gott!" Er streckte seine Hand aus und ergriff die Arbeit, die Friederike liegen gelassen hatte. „Werd' ich wohl je die schönen Finger küssen dürfen, die diese Nadeln berührt haben — werd' ich es?" Und er drückte brennende Küsse auf das Zeug.

„Herr Jesus," sagte da die Stimme der Madame Brion neben ihm. „Sie haben den Herrn Doctor allein gelassen, ist mir das auch eine Manier gegen so werthen Besuch."

Hastig barg Reinhold das Filet in sein Kollet und folgte seiner Wirthin.

Friederike war beim Abendessen nicht zugegen; sie hätte wieder Kopfweh, sagte Madame, und Herr Brion warf ihr einen besorgten Blick zu.

„Das Kind macht mir Sorgen, sie ist jetzt öfter so

leidend. Ich werde einmal mit dem Doctor Hentz in Straßburg ſprechen."

Guter Herr Brion, für das Leiden Deiner Friederike weiß Dir auch Dein Freund Hentz kein Recept.

Schweigſam wurden die Speiſen eingenommen, nur verbat ſich Reinhold jede Titulatur, da ihm eine ſolche das Herz beenge. Um ein Doctor-Diplom ſei's was ganz Hübſches, aber die ſogenannte Freiheit ſei auch mit ihm verſchrieben, man fühle ſich keine Null mehr, man wiſſe, was man ſei und andere Leute zögen den Hut tiefer vor Einem, und da müſſe man doch auch eine ſolche Ehre rechtfertigen und fein anſtändig und bedächtig des Weges gehen, auch nicht mehr ſeinem Nebenmann auf die Hühneraugen treten, wie ſonſt zuweilen, und mit dem tollen Springen über Berg und Thal ſei's gar am Ende. Was würden die Leute davon denken, ginge er ungepudert und den Hut nicht untern Arm geklemmt — oder begegneten ſie ihm gar auf ungeſchirrtem Pferde daherſprengend im Sturmwind, wie er auf ſeiner Reiſe zu Zeiten gethan? Gott ſei bei uns, würden ſie ſagen, der Herr Doctor Lenz iſt übergeſchnappt. Nein, frei und ungebunden und ohne Titulatur in Würden und Aemtern wolle er ſeine Jugend genießen.

Herr Brion ſchüttelte freilich das Haupt dazu und meinte, der Menſch müſſe doch an etwas hängen und in Grenzen gehalten werden, und wenn er, wie das oft genug vorkäme, keinen Halt und keine Grenze in ſich ſelbſt habe, ſo müſſe er ihn in etwas Aeußerlichem

finden und dafür sei das gut. Vorzügliche Menschen natürlich seien hiervon ausgenommen.

Reinhold lehnte sich, abgespannt von dem heutigen Tage, in seinen Stuhl zurück, und die Frau Pfarrerin, dies bemerkend, meinte, ihr Gast sei gewiß müde und rief die Lisette, ihm in sein Zimmer zu leuchten.

Lenz sagte auch sogleich, darauf eingehend, seinen liebreichen Wirthen eine gute Nacht und folgte dem Mädchen, denn der Drang, mit sich allein zu sein, hatte schon zu sehr überhand genommen.

„Es ist dasselbe Zimmer," sagte das Mädchen, das Licht auf einen Tisch stellend, „in dem der Herr Doctor Goethe immer logirt hat, wenn er herkam."

„Und er kam wohl oft her?" konnte sich Reinhold nicht enthalten zu fragen.

„Je nun," schwatzte das blonde Stumpfnäschen, „oft genug, um unserer Mamsell jetzt an allen Orten zu fehlen. Ach, war das ein Abschied! Noch vom Pferd herunter küßten sie sich und unsere Mamsell weint jetzt noch oft ganze Nächte hindurch — dann ist Morgens ihr Kopfkissen immer feucht. Ja, wer kann nun einmal vor die Liebe."

Und das plauderſüchtige Mädchen schlüpfte achselzuckend hinaus.

Lenz trat an's Fenster und starrte lange, an das hölzerne Kreuz gelehnt, in die Nacht hinaus. Das war ein verhängnißvoller Tag für ihn geworden. Aus jugendlicher Laune im Pfarrerhause zu Sesenheim übernachten wollend, hatte er sich wieder neue Verzweiflung in

sein leicht empfängliches Herz gesäet. Friederike war ihm erschienen wie ein strahlendes Heiligenbild, das der unnennbare Hauch der Trauer eben erst so begehrungswürdig machte, eine Märtyrerin der Liebe. Das Herz drohte ihm zu zerspringen, er hätte laut aufweinen mögen, und doch ward es auf einmal so ruhig in ihm, so unaussprechlich milde. Es war, als säuselte ein Mutterkuß zu ihm aus dem fernen, düstern Pfarrerhause in Livland.

Er hätte sich an ihre Brust werfen mögen, an die Brust der alten Frau, und ihr mittheilen mögen all sein Leid, sein hoffnungsloses, bitteres Leid, und sich von ihr trösten lassen, wie ein weinendes Kind mit den süßen, lieben Mutterworten. Ach, er stand so ganz allein in der Welt!

Er wandte sich um und ging im Zimmer auf und nieder. Hier war es also, wo der glückliche Wolfgang so oft eingegangen war, nachdem er den ganzen Tag hindurch an ihrer Seite gesessen, gewandelt hatte. Glücklicher! Glücklicher!

Er mochte die Augen schließen oder weit aufreißen, die marternden Gebilde verließen ihn nicht. Feurige Gluth umflirrte ihn, brennend stach es ihm in den Augen, in den Ohren sang und klang es ihm wie zehntausend Heimchen und ein Uhrwerk schwirrte in seinem Kopf mit Hunderten von Rädern und Räderchen. Der kühlende Mutterkuß war schon längst wieder verweht. Er lag im Fieber. Hin und her warf er sich und betete und vermaledeite sich, und schlummerte ein

und fuhr erschrocken wieder auf, denn er that einen entsetzlichen Fall. Seine Zunge hing ihm trocken am Gaumen — Wasser! Er raffte sich auf, tastete auf dem Tisch herum, und fand keines. Unten dicht am Hause hatte er einen Brunnen wahrgenommen, in dem wollte er seinen Brand kühlen.

Er schleppte sich zur Thüre hinaus und gerieth in einen langen dunklen Gang, an dessen Ende, wie aus einem offenen Gemach, ein Dämmerschein auf die entgegengesetzte Wand fiel. Er schlich hin, ganz unhörbar mit eingezogenem Athem und krummen Knieen und lugte durch eine Thürspalte in das Zimmer hinein und drängte seinen Kopf durch die Thüre, um genauer sehen zu können, denn in einer Blende stand ein Heiligenbild, Blumen und Lichter an beiden Seiten, und davor bewegte es sich geschäftig hin und her, und fiel auf die Kniee und starrte das Bild lange an; langte dann zuckend nach ihm hinauf und riß die herabhängende Hand heraus, die es küßte inbrünstiglich und mit seinen Thränen benetzte. Das Heiligenbild aber war ein schöner, heidnischer Gott, mit langen schwarzen Locken und flammenden Augen, mit denen er dem unberufenen Lauscher fortscheuchende Blicke zuwarf. Es schlug auf dem Thurme Mitternacht, da löschte es die Lichter aus bis auf ein mattes Lämpchen und zeigte ein thränenbethautes, theueres Antlitz. —

Reinhold fand sich im ersten Morgengrauen auf seinem Lager wieder. Er fühlte sich gestärkt, stand auf und zupfte sich seine Kleider zurecht, dann drückte

er ſich den Hut auf den Kopf, ergriff ſeinen Stock und ſchritt die Treppe hinunter. Es litt ihn nach den Gebilden dieſer Nacht nicht mehr im Hauſe.

Unter den Kaſtanien fand er ſchon den würdigen Herrn Brion, der mit vollen Zügen die friſche Morgenluft einathmete. Vergebens wollte ihn der Geiſtliche zurückhalten, er nahm Abſchied von ihm und trug ihm auf, die Damen freundlichſt zu grüßen, verſprach jedoch baldigſt wieder einmal nach Seſenheim zu kommen.

VII.

Katharina von Siena.

So saß er denn wieder in seiner Dachkammer zu Straßburg, der Reinhold Lenz, wo Alles beim Alten geblieben in seiner Abwesenheit und nur die Spinnen sich ungestört lustig gemacht hatten mit luftigen, großen Geweben, die fast wie Leichenlaken anzusehen waren. Nun, sie konnten nur immer weiter weben und brauchten sich nicht scheu vor ihm zu verkriechen, dem Wiedergekommenen — er that ihnen Nichts. Er zog nur seine Wanderstiefeln aus, schlüpfte in langentbehrte Pantoffeln und streckte sich dann lang und schlaff auf sein Bett aus. Die Sonne guckte durch die halbblinden, runden Scheiben herein und spielte um ihn herum, er achtete ihrer nicht. Lange starrte er den Himmel an und fragte sich, wie es dorten wohl aussehen möchte, dorten, oder im Grab. Recht amusant, allem Anschein nach.

Als es Abend geworden war, stand Reinhold auf,

zündete ein Licht an und las einen Brief von Goethe, dem er vor seiner Abreise seinen Wohnungswechsel angezeigt hatte.

Goethe fühlte sich ziemlich unglücklich im väterlichen Hause und strebte schon wieder in's Weite. Seine Schwester Cornelia, die Einzige, die es ihm noch erträglich gemacht, war auch daraus geschieden, indem sie sich mit Georg Schlosser, seinem Freunde, verheirathet hatte und diesem nach Emmendingen gefolgt war.

Lenz antwortete ihm auf der Stelle und legte einige seiner Arbeiten bei, die auf der Reise entstanden waren. Dann, weil er doch einmal wieder in's Briefschreiben hineingekommen war, zeigte er auch dem Herrn Saraffin in Basel, einer Reisebekanntschaft, die er sehr schätzen gelernt hatte, seine glückliche Ankunft in seiner zeitweiligen Heimath an. Dann legte er sich zu Bett.

Die folgenden Tage arbeitete er rastlos an seinem Trauerspiel. Es war ein Riesenwerk. Er staunte selbst die drei ersten Acte, die vollendet, vor ihm lagen, an. Es war ein Stück, das alles Erhabene, was je ein Mensch gedacht, in sich schloß und noch in sich schließen sollte, aber auch alles Schreckliche, Verzweiflungsvolle, was je geschehen. Sie fuhren auf wie Pilze, die Titansgedanken in den Gehirnen der übermenschlichen Personen, rankten sich wirr ineinander und brachen in ein Geheul der Verzweiflung aus, das selbst das Schönste, Erhebendste nicht dämpfen konnte. Bei all seinen Gebrechen war es ein großes Werk, und wäre

vielleicht noch ein größeres gewesen, wenn sein Schöpfer all' dies Weh und Grausen, all' dies Edle und Göttliche in sich selbst empfunden hätte. Aber Imagination war Alles — und deshalb war das Gute sowohl wie das Schlechte so übertrieben gut und schlecht.

Katharina von Siena war der Golem des Reinhold Lenz, der ihm bald über den Kopf wachsen sollte mit all' seiner Schrecklichkeit.

An Friederike bemühte sich Reinhold nur mit der Voraussetzung zu denken, daß sie auf immer für ihn verloren sei, wenn aber das quälende Bewußtsein des Entsagens zu sehr überhand nahm, dichtete er kleine Lieder, in die er sich bemühte, die größte Friedlichkeit zu legen, wie z. B. in folgendes:

Die erwachende Vernunft.

Du nicht glücklich, stolzes Herz,
Was für Recht hast Du zum Schmerz?
Ist's nicht Glück genug für Dich,
Daß sie da ist, da für Dich?

Bebe, beb' ihr auf zu Füßen,
Frühlingserde, und ein Flor
Junger Veilchen, sie zu grüßen,
Keim aus Deinem Schooß hervor.

Sagt ihr, Veilchen, Eure Wonne,
Daß ihr sie zu seh'n gekriegt,
Sagt Ihr, daß in Eurer Sonne,
Fern von ihr, ein Bruder liegt.

Er imitirte hierin sogar die heiteren, wonnig fröhlichen Gefühle die das Frühjahr in dem Menschen erweckt, schon im Voraus.

An ihrem Blicke nur zu hangen
Verlang' ich, weiter Nichts.
Und von dem Reichthum ihres Lichts
Ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.

Weniger konnte er doch unmöglich verlangen, und mehr vermochte sie ihm auch nie zu geben.

— — — — —

Wochen vergingen — es war Winter geworden und Reinhold saß behaglich in seinem Dachstübchen, wenn draußen der Wind ging und der schneeige Regen rieselte. Er ging selten aus. Was sollte er auch draußen? Er hatte sich so in seine Zufriedenheit hineingearbeitet, daß ihm nach weiter Nichts mehr gelüstete. Heute oder morgen mußte es aber doch um so gefährlichere Unzufriedenheit in ihm gebären. An der „Katharina" hatte er nicht viel gethan; er schrieb an seinem „Hofmeister", der mehr zu seiner damaligen Stimmung paßte.

Da, eines Morgens beim Frühstück, ward es ihm plötzlich so sonderbar zu Muthe, es gährte und schwoll in ihm und stemmte sich empor, mächtig und unheilbringend. Er sprang auf, riß das Fenster auf und warf das Wasserglas, das vor ihm stand, mit sammt der Flasche zornig hinaus, daß sie klirrend drunten in tausend Stücke zersprangen und ein Spießbürger mörderlich hinauf raisonnirte.

Reinhold aber stand mitten in seiner Kammer, ballte die Fäuste und sah sich herausfordernd rings um. Als er sich so im Spiegel sah, schritt er auf sich los und brüllte:

„Elender Wechselbalg, ich verachte Dich! Spottpüppchen Du auf mich selbst! Giebt's nichts Besseres für Dich, Du Gewohnheits-Affe, als Dich in diese Spelunke einzunisten und zufrieden zu sein, und durch Deine elende Zufriedenheit gar glücklich zu werden! Glücklich! Glücklich!" Er heulte mit zitterndem Munde laut auf: „Ich mag ja nicht glücklich sein!" Das war ein Klang aus des Magisters Garten zu Dorpat. „Wie würde der Förster mich höhnen, hätt' er mich hier so gefunden. Ich bin der Lenz und konnte mich so vergessen! Hei, hei! hab' ich Dich ertappt, Kanaille!" und er rannte mit seinem Stockdegen weitausholend mehrere Male in den Spiegel, so daß er sich im Bilde durch und durch stieß. „Jetzt ist mir wieder leicht", sagte er, und warf sich mit gekreuzten Armen in einen Sessel. „Nun muß das Weitere beschlossen werden." Lange starrte er stumm vor sich hin. „Der Goethe ist ein kühner Aar!" rief er dann laut, seinen Gedanken folgend. „Aber der Lenz ist's nicht minder, und was der Goethe kann, kann der Lenz auch. Der schreibt einen Götz von Berlichingen und ich eine Katharina von Siena. Und war die Sesenheimer Pfarrerstochter die Seine, so muß sie auch die Meine werden, denn ich geb' ihm nichts nach. Noch heute muß ich sie mein eigen nennen — sonst Wehe ihm und mir! Das wäre

mir was Schönes, hier in Zufriedenheit zu verfaulen!"

Sofort kleidete er sich an, ging zu einem Pferdeverleiher, miethete sich einen tüchtigen Rappen und sprengte rüstig den Weg nach Sesenheim zu.

Spät Nachmittags kam Reinhold in Sesenheim an, band sein Pferd hinter dem Hause fest und schritt hinein.

„Ach, der Herr Doctor!" begrüßte ihn das blonde Mädchen schon in der Hausflur. „Wie wird es dem Herrn Pastor und der Madame leid thun."

„Sind sie aus?"

„Ueber Land gefahren, zu Bekannten."

„Demoiselle Friederike auch?"

„Die Mamsell? Nein, Herr Doctor, die sitzt oben in der Wohnstube."

Reinhold ging hinauf. Verwundert schaute ihn Friederike an, als er bei ihr eintrat.

„Ich mache von der Einladung Herrn Brion's Gebrauch, Mademoiselle", sagte er, „und betrübe mich sehr, daß ich mir nicht schon früher einmal die Freiheit genommen."

Friederike wiederholte ihm in Betreff ihrer Eltern, was ihm das Dienstmädchen schon gesagt hatte.

„Sie schieden das vorige Mal sehr hastig", fuhr sie fort. „Als ich Langschläferin aus den Federn kam, waren der Herr schon über alle Berge. Glaub's wohl, daß es Ihnen im stillen Sesenheimer Pfarrerhause nicht sehr behagt hat."

Lenz pochte das Herz, wie sie diesmal so zutraulich mit ihm zu sprechen anfing.

„Sie irren, Demoiselle", erwiderte er, „wenn Sie glauben, daß es mir bei Ihnen nicht gefallen habe; nein, ich selbst wäre wohl wie gerne noch hier geblieben, aber mein unstäter Geist trieb mich fort. Quälende Gesichte peinigten mich des Nachts, denen ich nur durch eilige Flucht entgehen konnte."

„Oh, über jeden unstäten Geist!" sagte sie schmerzlich. „Es ist doch gewiß recht hübsch bei uns."

„Man kann sich einen jeden Ort zum Paradies machen, es kommt eben nur auf die Menschen selbst an, wie sie sich ineinander finden und schicken."

„Ja, sie selbst machen sich nur unglücklich."

„Doch ist's auch ein Glück, so recht unglücklich zu sein, Demoiselle Brion. Die Gefühle des Gipfelpunktes sind ganz dieselbigen, ob sie nun höchstes Leid oder höchste Lust genießen."

„Wer aber möchte sich wohl wünschen, das Unglück zu kosten?"

„Ich!!"

In demselben Augenblick wurde Friederike wegen einer Haushaltungsangelegenheit abgerufen.

Lenz ging im Zimmer auf und nieder. Sie sah ihm heute lieblicher, schmerzbezauberter wie je aus, denn er bildete sich ein, sie schon lange zu kennen, und sprach doch erst das zweite Mal mit ihr.

Bald nachher trat Friederike wieder ein und nahm stillschweigend an ihrer Arbeit Platz.

„Langſchläferin! — Eine Langſchläferin!“ murmelte Lenz halblaut vor ſich hin. „Sie ſchläft lang und gut und er nicht minder. Da iſt keine Gefahr mehr. Wie mich das freut!“

„Worüber freuen Sie ſich, Herr Lenz?“

„Ueber Sie und den Wolfgang.“

Friederiken durchfuhr es fröſtelnd.

„Sie ſchlafen lang und gut und er ſchreibt mir, daß Schlaf ſein Liebſtes jetzt auf der Welt iſt. Proſit, ihr guten Kinder! Da iſt für mich noch nicht alle Hoffnung verloren. — Unglücklich Liebende haben gewöhnlich häßliche, wache Nächte.“

„Herr Doctor! . . .“

„Ich bin kein Doctor, zum Teufel! Ich bin der Dichter Reinhold Lenz und Ihr . . . Kennen Sie dies, Demoiſelle Friederike Brion?“

Und er riß aus ſeinem Kollet den geſtohlenen Filet.

„Mein Filetnetz in Ihren Händen?“ rief ſie erſtaunt.

„Ja, das Netz, mit dem Sie mich gefangen haben!“ rief er. „Den einen Abend unter dem Kaſtanienbaume, wo der Friede thront, da nahm ich's an mich und hab's auf meiner Bruſt getragen und es geküßt und an mich gepreßt viel hunderttauſendmal!“

„Und wozu? weshalb? — Ich bitte Sie!“

„Sie bittet mich, wozu, weshalb? Ha, ha! Die Unſchuld! Sie merkt's nicht! Sie merkt's nicht! Von wem trägt ein Mann wohl die Handarbeit auf dem Herzen, als von ſeiner . . .“

„O Gott!“

„Ja, ja, ich liebe Dich, Friederike!“

Sie wollte aufstehen, er hielt sie auf ihrem Sitz zurück.

„Komm', komm', sei mein!“ flüsterte er zärtlich, „sei mein! Wir gehen weit fort von hier — weit, weit, nach Italien, nach Neapel, — in's Südenland, wo's so mild, so herrlich ist für Verliebte, — in den Orangenhainen, wo die griechischen Nachtigallen singen, ein weißes Schloß am Meer in der Mondscheinnacht — sprechende Delphine erzählen von den Wundern der Tiefe. Oder, ist's Dir zu weit, reiten wir wo näher hin, in den Schwarzwald, dort liegt Hochburg, das ist mein, hab's ja den Geistern abgerungen letzthin, dort ist's auch schön!“

„Rasender!“ schrie Friederike und stieß ihn von sich.

Er fiel zu Boden und umklammerte ihre Kniee.

„Ich laß' Dich nicht!“ stöhnte er. „Der Goethe schläft ja. Er liebt Dich nicht mehr! Aber ich, ein größerer Dichter! Ich!“

Er sprang wieder auf. Sie floh in das Seitenzimmer — er hinter ihr d'rein.

Es war ihr Schlafgemach mit dem Goethebildniß. Zu diesem flüchtete sie, als könne es ihr Schutz gewähren.

Lenz aber sprang ihr nach und jubelte laut auf: „Der thut mir nichts!“ Dann trat er scheu vor der zürnenden Gestalt zurück und streckte flehend seine gefalteten Hände nach ihr aus.

„Friederike", ſagte er mit ehrfurchtsvoll zitternder Stimme, „Friederike, ich war wohl zu heftig, zu gewaltſam, ein kühner Freier; o, ich kann auch zart ſein, auch ſanftmüthig. War er das auch? Und wenn ich Dich nun liſpelnd zaghaft frage: Kannſt Du mich lieben? Sagſt Du auch dann: Nein?!"

„Dieſem hab' ich mich angelobt im Leben und Sterben und von dieſem laſſ' ich mein Lebtag nicht! — Weich' von mir!"

„Von Dieſem läßt Du Dein Lebtag nicht? So? Den Du doch nie Dein eigen nennen wirſt? Ei, was verführſt Du dann liebende Jünglinge durch Deinen Anblick? Geh' in ein Kloſter und laß' Dich einpferchen darin, wenn Du doch Keinen mehr liebend an's Herze drücken willſt! — Wirklich, wirklich, Friederike, beſinne Dich, kannſt Du mich niemals lieben?"

„Nie, niemals!"

„So biſt Du behext, Mädchen! Iſt das Dein Gott? Iſt der Goethe da Dein Gott?"

Er hielt ſie mit beiden Händen gefaßt.

„Ja, der Goethe iſt mein Gott!" ſagte ſie mit klarer, voller Stimme, faſt wie Orgelton.

„So ſei . . .!" ſchrie er und ſchleuderte die Zuſammenbrechende vor dem Bilde nieder und ſtürzte hinaus.

Erſt als Lenz auf ſeinem Pferde durch das Dorf ritt, kam er wieder zur Beſinnung.

Es dunkelte bereits; ein kühler Wind trieb ihm in's Geſicht. Ein leichter Wagen rollte an ihm

vorüber: der heimkehrende Paſtor und ſeine Frau ſaßen darinnen.

„Der Reiter eben ſah akurat ſo aus, wie der Herr Doctor Lenz aus Straßburg!“ ſagte die Frau Pfarrerin. „Sollte er uns beſucht haben?“

„Dummes Zeug“, entgegnete Herr Brion, „würde doch nicht ſo ohne Gruß an uns vorübergetrabt ſein.“

Zu Hauſe fanden ſie Friederiken in einer tiefen Ohnmacht.

Lenz ſpornte unterdeſſen in grauer Abenddämmerung ſein Pferd auf dem Fußpfad nach Druſenheim.

Spät in der Nacht war's, als er den Pferdeverleiher herauspochte und ihm ſeinen Gaul wieder zuſtellte.

So war es denn geſchehen, das Eine, das Reinhold ſo unſäglich elend machen ſollte; aber zu vermeiden war es nicht, er hätte denn nicht Lenz ſein müſſen. Dieſe eine Stunde in Seſenheim war die Grundlage ſeiner Zerſtörung als Menſch und als Dichter.

Verloren iſt ein Jeder zu nennen, der Reinhold's Genie im Hirne trägt, mit ſeiner verderblichen Einbildungskraft, ſeiner verwirrten Phantaſie und Imagination. Nichtig iſt all' ſein Thun und Treiben, ein Häuflein Aſche, das Einer mit dem Munde forthauchen kann. Er ſieht das Leben aus zwei ſchauerlichen Brillengläſern an, die irgend ein ſchadenfroher Dämon geſchliffen, und Alles ſieht Anders aus, wie in der Wirklichkeit. Er aber glaubt's, ſtürzt darauf los, erfaßt es und in ſeiner wahren Geſtaltung ſtößt

es ihn zurück. O, über das eingewurzelte Imaginaire!

Hätte Reinhold einen gewöhnlichen Menschenverstand gehabt, er wäre nie so weit gekommen.

Man kann es ihm nicht absprechen, daß er Friederiken geliebt hat, aber ein gutes Theil Einbildung lief mit unter. Wohl muß man's ihm zugestehen, daß sie beim ersten Anblick einen mächtigen Eindruck auf sein Innerstes gemacht hat, er wäre aber weiter gezogen, ruhig weiter gezogen nach Sesenheim, nach Straßburg, nach Dorpat, ohne die kleinste weitere Beunruhigung; hätte wohl Tag für Tag in der ersten Zeit an das schöne Mädchen im Walde gedacht, wie man häufig an etwas Fesselndgesehenes denkt, bis es ihm zuletzt in ein herrliches Traumbild verschwommen wäre — hätte sie nicht Friederike Brion geheißen. Die Sesenheimer Friederike, das war's, was ihn anzog, was ihn zu ihr trieb, er mochte wollen oder nicht. Goethe's Geliebte — die mußte er sein nennen, mußte sich rühmen können vor aller Welt: „Ich steh' ihm in Nichts nach!" und wenn er auch dabei sein Affe geworden wäre.

Alle flammende Leidenschaft rührte er in sich auf, hielt diese Gluth für Liebe und warf sich ihr zu Füßen.

Armer, betrogener Reinhold, war Dir nun geschehen, wie Du wolltest?

In dem ersten verzweiflungsvollen Weh', das ihn nachher durchglomm, dichtete er eine packende Gefühlsscene der Katharina. Als er fertig war und auf

dem Papiere vor sich all' sein Innerstes sah, athmete er leichter auf. Er pfiff sich ein Lied und ging spazieren.

Einige Tage darauf wollte er weiter arbeiten; er schrieb und schrieb, und schrieb flache, ausgebrannte Kindereien hin. Er machte Fidibusse daraus und sagte: „Ich bin heute nicht bei Laune." Anderen Tages ging es ihm gerade so. Er legte das Trauerspiel bei Seite und griff zur Komödie — auch darin kein rechter Zug, wie sonst immer. Fluchend stieg er die Treppen hinunter und trank gegenüber in einer niedrigen Kneipe ein halb Dutzend Gläser Punsch. So kleckste er im völligen Rausche einige bizarre Scenen zusammen, in denen er einen seltsamen, tollen Humor entfaltete, aber weiter auch Nichts.

Acht Tage später holte er „Katharina von Siena" wieder hervor. Er schrieb ein paar Zeilen, überlas sie betroffen: wahrhaft kindisches Gewäsch. Er versuchte es noch einmal, es ward immer ärger, keine Spur mehr von der alten Kraft, dem genialen Geist, der sich in jeder Wendung aussprach.

Da sah er's dann ein, seine Schöpferkraft war gebrochen. Weinend sank er auf den Tisch nieder und benetzte das Manuscript mit seinen Thränen. Sesenheim hatte ihm nichts Gutes beschеert. Er hatte ausgerast.

VIII.

Roſt.

Ein Packet von Goethe war angekommen, ein ziemlich kurzer Brief mit einer Satyre als Beilage: Götter, Helden und Wieland. „Charon, he, Charon, mach' daß Du 'rüberkommſt!"

Lenz las und las und lachte beim Leſen laut auf, denn Das war was für ſeinen Geſchmack. Wie zog der Teufelskerl, der Wolfgang, da den Wieland, mit ſeiner Alceſte auf. Was läßt er ihm Alles ſagen aus Göttermunde.

‚Geh' in Dich und bitte den Göttern ab Deine Noten über'n Homer, wo wir Dir zu groß ſind', läßt er ihn anbrüllen — und ihn ſelbſt treuherzig dumm zugeſtehen: ‚Wahrhaftig, Ihr ſeid ungeheuer. Ich habe Euch mir niemals ſo imaginirt.'

Da ſchmunzelte der Reinhold mit dem entſtellten Haupt und freute ſich, daß die Noten einen Treff bekamen, die er gar nicht leiden konnte — aber er freute ſich auch noch über etwas Anderes, und das war die Freude eines Mephiſtopheles: die Satyre nämlich in

Druck zu geben, um dem Goethe dadurch in der Leute Meinung zu ſchaden, da er ihm ſelbſt nun, das fühlte er wohl, Nichts mehr anhaben konnte.

Ingrimmig, zähneknirſchend ſtieß er das Packet von ſich — er dachte an ſein eigenes Werk und das jagte ihn fort, weit fort aus der Stadt. Er dachte nicht einmal daran, daß Chriſttag war. Sonſt hatte er wohl ſchon um die Zeit an der verſchloſſenen Thüre gelauſcht, wo der Vater den Tannenbaum aufputzte mit goldenen Aepfeln und Nüſſen und anderweitigem Spielwerk für den kleinen Reinhold — das war auch ſchon lange, lange her, jetzt ſaß ihm ſein Golem im Genick, die entſetzliche „Katharina von Siena", und ſpornte ihn mit nackten Ferſen vorwärts, über Landſtraßen und Gräben und Felder. Sie war ihm über den Kopf gewachſen, er konnte ſie nicht mehr bändigen, er war zu ſchwach geworden, hatte einen zu tiefen Fall gethan in Seſenheim.

Unter knorrigen Obſtbäumen ſank er endlich an einer Hecke nieder. Ein paar Sonnenſtrahlen drangen durch die Wolken und breiteten ſich über die Gegend aus; zwitſchernd flatterte ein Buchfink vorüber.

„Ich glaube, auf einem Schlachtfeld fände ich Ruhe", ſagte Reinhold vor ſich hin. „Wenn die Kanonen donnerten, die Reiter-Regimenter daherſprengten, die Infanterie zum Sturme lief, dann ſtürzte ich mich, der Feldherr, in deſſen Haupte die Pläne wachen, an der Spitze meiner Garden, mitten hinein. Dreiundzwanzig Fahnen erobere ich — mein Pferd iſt erſtochen, mein

Hut von Kugeln durchbohrt, aber ich lebe noch. Lächelnd nehme ich den Jubel der Truppen in Empfang und werfe mich blutbefleckt in ein Bauernhaus auf die Streu und ſchlafe, denn ich bin müde. — Den andern Tag aber wieder eine Schlacht, und wieder eine Schlacht, bis mir die Welt gehörte, die Welt — und dann . . .", er brach in ein ſchallendes Gelächter aus, „krepirt man an einem Fliegenſtich! Ich werde fortan nur dem Augenblick leben — dem Augenblick!" Es durchſchüttert ihn mächtig. „Georg Förſter, jetzt hab' ich Dich begriffen! Die Hoffnung geht im Unglück verloren, ſagteſt Du und hatteſt Recht. Hoff' ich vielleicht noch etwas von der Zukunft? Ein Thor, wenn ich's thäte. Ein Thor! Sie hat mir zu viel verſprochen und Nichts gehalten! Sie verſprach mir ein Lieb und macht es todt! Sie verſprach mir ein Weib und gab's einem Andern! Sie verſprach mir Ruhm und macht mich dumm! — Verflucht ſei die Zukunft, es lebe die Gegenwart!"

Luſtig warf er ſeinen Hut in die Höhe, wie ein ausgelaſſener Schulbube, mit beiden Händen.

Da ritt ſie in einiger Entfernung auf der Landſtraße vorüber auf müdem Rößlein, einen langen Zweig in der Hand als Reitpeitſche. Lenz drückte ſich in ein großes Erdloch, denn er wollte um Alles in der Welt hier nicht von ihr geſehen werden, als habe er ihr aufgelauert. Doch blickte er ihr unverwandt nach, bis der Weg ſie ſeinen Augen entzog. Da ſprang er auf und lugte ihr mit weitvorgeſtrecktem Oberkörper noch einmal nach.

Hinter ihm ſchlug Jemand eine helle Lache auf. Zornig fuhr er herum und ſah über der Hecke den Oberkörper eines Menſchen gelehnt. Zwei große, kühne Augen ſtarrten ihn höhniſch durchdringend an und doch ſo frühlingswarm; langes, dunkles Haar hing in wilden Locken um das ausdrucksvolle Geſicht, das eine große Anſchauung verrieth, ein ſtürmiſches Temperament.

„Lacht Ihr etwa über mich?“ fragte Reinhold, auf den Unbekannten zutretend.

„Ich lache über keinen Menſchen“, erwiderte der Angeredete, „am wenigſten aber über einen ſo wunderlichen Kerl, wie Ihr zu ſein ſcheint. Mein Magen wird höchſtens ein Bischen gebellt haben, denn er hat ſeit geſtern noch Nichts zu reiben gekriegt. Das genirt mich aber nicht. Er muß es ſchon gewohnt werden, der Thunichtgut!“

„Da könnt Ihr lange warten“, meinte Lenz, „der Magen iſt kein Gewohnheitsthier. Meiner hängt auch ſchief.“

„Hoho! Seht mir aber doch gar nicht ſo verhungert aus. — Was hat Euch denn den Appetit verdorben — etwa die Mamſell von vorhin?

„Laßt mich mit Der in Frieden, ich bitt' Euch!“ ſagte Reinhold.

„Ich bitt' Euch“, wiederholte der Andere, „beantwortet mir zwei Fragen, wofern wir gute Freunde bleiben wollen.“

„Wer hat Euch überhaupt ſchon geſagt, daß wir das ſind.“

„Die Vernunft! Zwei Gesellen die sich mit leerem Brodsack hinter der Hecke treffen, sind immer Freunde, denn gleiches Schicksal macht gleiche Brüder; außerdem kann man sich durch Plaudern auch auf andere Gedanken bringen, als auf's Essen."

„Ihr habt Recht. Fragt zu."

„Erstens: wer war das Frauenzimmer, und zweitens: wer seid Ihr? Ihr seht, ich bin bescheiden."

„Das Frauenzimmer war die Predigerstochter aus dem Dorfe Sesenheim und Goethe's Geliebte, ich aber ..."

„Halt!" rief der Andere, „das sind mir böhmische Dörfer. — Sesenheim, das ist das Nest dicht hinter mir, aus dem ich komme."

Reinhold folgte des Fremden Augen und sah in Wahrheit, daß er unbewußt bis dicht vor Sesenheim gekommen war.

„Aus dem Neste dort, ist's also die Predigerstochter. Goethe's Geliebte. Wer ist nun aber Goethe!"

„Der Predigerstochter Herrgott!"

„Gut gesagt. Vielleicht irgend ein Pfarramts-Candidat."

„Ihr irrt. Der Wolfgang Goethe ist ein Genie."

„Alle Wetter, das will viel sagen."

„Unstreitig in zehn Jahren der größte Dichter Deutschlands — mein Freund."

„Zweitens, zweitens: wer seid Ihr? Von dem Einen hab' ich jetzt genug gehört."

„Ich bin Reinhold Lenz, ein armes geschlagenes

Menſchenkind, das noch geſtern was Großes zu werden hoffte und heute in der erbärmlichſten Niedrigkeit am Boden klebt."

„Seid Ihr ein Poet, Reinhold Lenz?"

„Ich dünkte mich in guten Stunden einer zu ſein."

„Seht, ich bin auch einer in guten und ſchlechten Stunden. Ich heiße Roſt oder Heinſe oder Laidion, der eleuſiniſche Geheimnißkeitskrämer aus Langewieſen im Thüringerwald. — Kennt Ihr mich nun?"

„Zur Genüge. Und Ihr mich?"

„Von Innen und Außen. Ich weiß, daß Ihr ein ziemlich unglückliches Subject ſein wollt."

„Und auch in Wirklichkeit bin."

„Miserrimus! Wartet, will zu Euch hinüberkommen, das Plauſchen geht beſſer."

Leicht ſchwang ſich Roſt über die Hecke.

„Hingen nur ein paar Vogelbeeren daran, aber die Sackermenter ſcheinen ſie alle vor Jahr und Tag fortgepickt zu haben."

„Ihr habt wohl argen Hunger."

„Läßt ſich denken. Seht, Lenz, 's kömmt öfter bei mir vor und dann ſpeiſe ich den Magen mit Phantaſie, hab's aber in letzter Zeit zu häufig gethan, daß der Magen Ekel davor empfindet, wie die Juden vor dem Manna in der Wüſte."

„Geht mit mir nach Straßburg. Ihr könnt Euch noch ſatt bei mir eſſen."

„Danke. Liebe dergleichen Gaſtlichkeiten nicht — gedenke vielmehr mich bei irgend einer Wirthin heute

Nacht einzuquartieren, der ich ein Carmen auf ihre rothen Backen für ein Stück Brod, oder ein Christtagslied mache."

„Ach, 's ist heute Christtag."

Beide mochten ihre eigenen Gedanken haben.

„Du", flüsterte Lenz nach einer Weile, „ich glaub', ich werde noch 'mal ungescheidt."

„Wie so?"

„Ja, siehst Du, ich habe da so meine eigenen Ideen. Ich habe nämlich ein kleines Ei im Kopf, das wird von dreiundzwanzig rothen Bändern zusammengehalten. Ein Band aber nach dem anderen reißt sich ab und schlenkert mir dann im Kopf herum. Zweiundzwanzig sind schon los, das dreiundzwanzigste ist aber, Gott sei Dank, noch ziemlich stark, springt das 'mal auseinander, so zerplatzt die Eierschaale und der Dotter fließt heraus. Der Dotter ist aber mein Verstand und der verbreitet sich dann im Kopf, ist nicht concentrirt und füllt den ganzen Kopf aus. — Zu viel Verstand ist aber bekanntlich Unverstand. Wenn mir nur das eine Gedankenband noch hält."

„Sonderbar", sagte Rost ganz ernst, „doch ich weiß Dir ein Mittel dagegen, das mir mein Oheim, der große holländische Stabstrompeter Jahn, für derlei Calamitäten mitgetheilt hat. Du schleichst Dich Mitternachts im Mondenscheine, in der Nacht von einem Sonnabend auf einen Sonntag, vor eine Kirche und schreibst mit der Tollwurzel irgend einen gotteslästerlichen Reim, in dem Du Deinen Wahnsinn auf den

Leſer überträgſt, auf die dritte Stufe von oben. Der Küſter, wenn er Sonntags morgens zuerſt in die Kirche geht, wird ihn leſen und darüber narrig werden, Du aber biſt davon geheilt."

„Seltſam, — doch möcht' ich's nicht auf mich nehmen."

„Selbſt hab' ich's noch nicht probirt", fuhr Roſt fort, „aber wer weiß, wir Poeten haben alle einen Schlag von der Mühle weg, wie der Holländer bei der Gelegenheit ſagt, ſind alle ein Bischen verrückt — und ſo kann die Reihe auch noch einmal an mich kommen."

„Aber, beſter Roſt, vergißt man's auch nicht, kommt es 'mal ſo weit?"

„So' ne fixe Idee trägt ſich mit über."

„Meinſt Du?"

„Beſtimmt."

„Wie hat Dir die Seſenheimer Friederike gefallen?"

„Nicht ſonderlich, — ſcheint ein trauriges Kind zu ſein. Die luſtigen Mädchen in Eleuſis mit den üppigen, breiten Hüften, den lachenden Augen, den ſchwellenden Lippen, ſind mir tauſendmal lieber, — ha! welche Haarflechten! . . . . Doch nun leb' wohl, Lenz, habe mich gefreut, Dich kennen zu lernen. Auf ein fröhliches Wiederſehen, Lenz, wenn nicht auf Erden, ſo doch da droben!"

„Geh' mit nach Straßburg, Roſt!"

Aber ſchon hatte der ſich über die Hecke geſchwungen, winkte noch einmal: „Goethe ſoll leben und die Seſenheimer Friederike!" und weg war er.

Auf Erden ſahen ſie ſich nicht wieder.

Lenz ſtarrte noch lange dumpf brütend nach dem Dorfe hin, er nahm Abſchied von ihm, denn das fühlte er, in Straßburg war ſeines Bleibens nicht länger. Er mußte fort, auch ging ſein Geldvorrath zu Ende. Wo ſollte er aber hin: nach ſeinen Eltern? Nein, er würde ſich in die dortigen Verhältniſſe nicht ſchicken können. Wohin aber anders? .... Ha! da hatte er's: nach Baſel zu dem Herrn Saraſſin, der würde ihm weiter helfen.

Beruhigt kam er Abends in Straßburg an. Er wanderte durch die hellen Gaſſen ſeiner abgelegenen Wohnung zu. Hier und da Weihnachtsbäume, fröhliches Gelächter, ſelige Menſchen, nur er ſo einſam und allein. Milde kam's über ihn, wehmüthig, weihnachtsfeierlich.

Als er in das Gäßchen, wo ſeine Kammer lag, einbog, fiel ihm ein heller Kerzenſchein aus einem niederen Fenſter entgegen. Unwillkürlich blieb er ſtehen und ſchaute hinein. Es war eine Schuſterſtube. Auf dem Arbeitstiſch ſtand ein lichterflimmerndes Tannenbäumchen, an dem ſpärliches Zuckerwerk hing. Davor ſaß ein junges, hübſches Weib, ein kleines Kind auf dem Schooß, das engelhaft lachend mit den kleinen Armen nach dem Lichterſcheine langte, daneben ſaß der Vater und arbeitete noch eifrig an einem Schuh, der wahrſcheinlich bis zum morgendlichen Feiertage fertig ſein mußte.

Wär' ich doch ſo ein Schuſter", dachte Reinhold, „wie glücklich wär' ich dabei. Was unterſcheidet überhaupt einen Schuſter von einem Gelehrten? Beim

Himmel, ich wüßte nichts. Pech haben sie alle beide und ledern ist die Weisheit eines Gelehrten am Ende nicht minder, wie die eines Schusters. — O Schuster! Schuster!"

„Beim heiligen Christus", sagte eine dumpfe Stimme neben Reinhold, „ist das nicht der Magister Frühling?"

Reinhold wandte sich um und erblickte den Hauptmann Mary neben sich.

„Ja wohl, ich bin's", sagte er; „aber Ihr — seid Ihr es noch? Hauptmann, wie seht Ihr aus?"

Der ehrliche Haudegen sah nämlich zum Erbarmen aus: die pfunddicke Nase war bleich geworden und blau, sein Speckbauch war zusammengefallen und sein Mund schien sich nicht mehr, wie sonst, öffnen zu wollen, um lustige Lieder zu brüllen oder ein büffliches Gelächter von sich zu geben.

„Sehe aus", sagte der arme Mary, „wie ein abgezapftes Weinfaß, an dem die Reife anfangen zu springen. Beim heiligen Oelberg! mein Bauch denkt eher daran ein Invalid zu werden, als jeder andere Theil meines Körpers."

„Seid Ihr krank, Hauptmann Mary?"

„Ich leide am Anstoßen. Mit Niemanden kann ich mehr so pokuliren, wie sonst. Alle die alten, jungen Kameraden sind in dem einen Jahre verstoben. Gott weiß wohin. Der Albert machte den Anfang. Habt Ihr lange Nichts von ihm gehört?"

„Es geht ihm wohl."

„Ein Herzblatt war's, ein lieber Kerl. Nun, der machte den Anfang, dann verschwandet Ihr, dann

kamen die Verſetzungen, gerade meine Liebſten nahmen ſie mir, auch den Desroſiers, der iſt mit der Descartes nach Metz gezogen; den armen, alten Hauptmann Mary ließen ſie aber in Straßburg unter den neumodiſchen Zieraffen, die ein Glas Grog über den Haufen wirft. — Puh! ſüßes, heißes Waſſer! Das waren noch ſchöne Zeiten, wo wir Euch in's Quartier rückten, Magiſter. Wie leer ſieht es jetzt im Heiligen Geiſt aus, ſchläfrige Philiſter ſitzen drin und ſehen den Hauptmann Mary über die Achſeln an. Hol' ſie der Schwarze."

„Wahrhaftig, Ihr thut mir leid."

„Ich danke Euch, Frühling; Ihr wart immer ein guter Kerl, habe nie was auf Euch kommen laſſen. Kommt, wir wollen den heiligen Chriſt zuſammen begehen. Eure Eltern ſitzen fern in Lappland und meine — ſind ſchon lange, lange todt. Wollen uns zuſammenhalten, Magiſter."

„Thät's gern, Hauptmann Mary, aber, weiß Gott, es geht nicht. Morgen in aller Frühe geht es fort von hier, nach Baſel, und da muß ich heute Nacht ſchlafen."

Der Lothringer ſah ihn traurig an.

„Will Euch auch nicht weiter animiren, mit mir zu gehen, Magiſter Frühling, denn der Hauptmann Mary iſt ein gar trauriger Kautz geworden. Schlaft wohl, Magiſter. Euch ſcheint es auch nicht zum Beſten zu gehen. Da habt Ihr 'ne Handvoll Nüſſe zum heiligen Chriſt."

Langſam wankte er von dannen.

In der Schuſterſtube war es dunkel geworden.

Reinhold eilte in seine Kammer, kramte seine Sachen zusammen und schnürte seinen Bündel. Von seinen Büchern behielt er nur den Shakespeare und die englische Grammatik des Magisters Bossurin, die übrigen schenkte er einem armen, poetischen Copisten, der neben ihm wohnte, und freute sich mit über die Freude des armen Burschen. So war ihm doch wenigstens Etwas beschеert worden.

Am andern Morgen aber wollte er schon zeitig auf der Landstraße sein und zwar jenseits des Rheines, da er auf deutschem Boden wandern wollte.

IX.

Tod und Wahnsinn.

Am Neujahrsabend 1773 saß Frau Cornelia Schlosser zu Emmendingen allein in ihrer großen Putzstube und überließ sich im Halbdunkel, beim Scheine des im Kamine knisternden Feuers, ihren Gedanken. Im Haus am Frankfurter Hirschgraben mochten sie wohl sein und durch Säle, Gänge und über Treppen mit ihrem theuren kleinen Wolfgang spielen. Er war ein Jahr älter wie sie und dennoch spielte sie stets die Rolle der sorgsamen Herrin. Bei Frau Rath mochten sie sein und dem gestrengen Vater, der Alles nach seiner eigenen Würde zuschneiden wollte. Sie war entwachsen dem Frankfurter Hirschgraben, es war ihr zu enge dorten geworden, wie dem Wolfgang, und sie hatte sich in die Arme des geliebten Mannes gestürzt und war mit ihm fortgezogen, weit, weit von dem Hause mit der besternten Leier.

Plötzlich trat ihr Mann ein, er kam von Außen. Hastig, den Hut auf dem Kopf behaltend, trat er zu ihr: „In der Krone sitzt ein seltsamer Gast", sagte er.

„Etwas landſtreicheriſch, aber ein geiſtreicher Patron. Als er meinen Namen hörte, fragte er mich, ob ich der Treptower Geheime,*) ſei, als ich dies bejahte, meinte er lachend: Euren Herzog hat der Jean Jacques dazumal ſchön angeſchmiert, als er ihm ſchrieb: Si j'avais le malheur d'être né prince. Dann fährt er ernſthaft fort: So ſind Sie auch der Schwager des Dr. Goethe? Ja, ſag' ich, kennen Sie den etwa? Hm, macht er, den Reinhold Lenz und den Wolfgang Goethe nennt man in einem Athem, und zeigt mir Briefe, die unzweifelhaft darthun, daß er in enger Freundſchaft mit unſerem Bruder ſteht. Er iſt ein dichteriſches Genie. Doch ſcheint es ihm nicht beſonders zu gehen, denn wie es mir vorkommt, will er zu Fuß nach Baſel, um dort ein zeitweiliges Unterkommen zu finden. Wie wär's, Cornelia, wenn wir dem Freunde Wolfgangs dieſe Unterkunft böten?"

Das Weib ſah ſeinen Gatten vertrauensvoll an.

„Wenn Du es meinſt — von ganzem Herzen."

Schloſſer drückte ihr dankend die Hand und ging.

Als Schloſſer in die Krone trat, ſaß Reinhold am Ofen und knackte Nüſſe, kam er an eine taube, ſo lachte er befriedigt vor ſich hin und warf ſie unter die Bank.

„Hohl, wie ein Menſchenkopf! Könnte man ſie nur auch alle ſo zerknacken . . . einen mit dem andern.

---

*) Schloſſer war eine Zeitlang Geheimſecretär des Herzogs Ludwig von Württemberg geweſen, der ſich in Treptow aufhielt.

Nüsse, Nüsse, wer kauft Nüsse?" Und er rasselte in seiner Tasche mit dem Weihnachtsgeschenk des Hauptmanns Mary. Verfängliche Seitenblicke warf er auf die übrige Gesellschaft, die gravitätisch auf gepolsterten Stühlen um einen großen Tisch saß. „Fressen Affen keine Nüsse? Ha, ha, ha! Sie knacken nur die Thiere ihrer eigenen Laune; fremde Schaalthiere zu knacken haben sie keine Lust."

„Der verrückte Kerl scheint Blasphemie mit uns treiben zu wollen", sagte der hochedelgeborene Bürgermeister von Emmendingen zu seinem Nachbar.

Der neigte sich und flüsterte: „Man sollte ihm eigentlich das nervenaufrührende Knacken gänzlich untersagen und das von Rechtswegen, sintemalen jeder Aufruhr vom Uebel ist."

Schon legte der Herr Bürgermeister sein vollwangiges Antlitz in gar würdevoll bedrohliche Falten, als Schlosser schnell zu Reinhold trat und sagte: „Reinhold Lenz, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen: Gehen Sie mit mir?"

„Mit Ihnen?"

„Ja, ich biete Ihnen ein Unterkommen in meinem Hause an."

„Ein Unterkommen in Ihrem Hause? Vielleicht ein kleines, stilles Stübchen hintennaus mit einem Bischen Nachmittagssonne und 'nem Bett?

„Kommen Sie!"

„Herr Saraffin in Basel erwartet mich nicht; wenn ich ankomme, wer weiß, ist er vielleicht gar nicht zu

Hause. Den Moment ergriffen, Reinhold. . . . Ich nehm' es an."

Schlosser schüttelte ihm die Hand.

„Das ist Recht von Ihnen; was würde mein Schwager sagen, wenn ich Sie so hätte vorübergehen lassen."

Lenz lächelte seltsam; er erhob sich.

„Ihre Sachen werde ich nachher holen lassen."

„Meine Sachen? Die kann ich gleich mitnehmen. Ein wandernder Kerl, wie ich, liebt keinen großen Plunder. . . . Das ist Alles."

Er nahm seinen Stock aus der Ecke, stülpte seinen Hut auf und warf ein kleines, ledernes Ränzel auf den Rücken.

„Das ist Alles."

Lenz machte den hochwohlweisen Herren, die da saßen, einen übermäßig tiefen Bückling, den die Mehrzahl gar nicht erwiderte. Einige aber, die ihm zeigen wollten, daß sie seine Devotion bemerkt hätten, nickten steif und unmerklich von oben herunter. Sie hätten sich die Mühe sparen können.

Als Schlosser mit Reinhold nach Hause kam, war der Salon freundlich erhellt und ein Theetisch am Kamine geordnet.

Reinhold legte in der Thürecke „seine Sachen" nieder — dann nahte er ehrerbietig der Frau Cornelia, machte einen noch tieferen Bückling wie vorher in der „Goldenen Krone" und sagte: „Verzeihe, Göttin, daß so ein Lumpen sich Dir zu nahen wagt, aber auch Christus,

dessen Namenstag, glaub' ich, heute ist, war nicht viel mehr und dennoch Gottes Sohn und der Sohn der heiligen Jungfrau Maria."

Cornelia durchschauerte es bei den Worten des zusammengekrümmten, sonderbaren Mannes vor ihr. Er schien nicht älter zu sein, wie sie selbst, und doch, welch' ein Unterschied zwischen ihm und anderen Leuten seines Alters.

Kaum hatte Lenz aber seine erste Anrede beendet, so richtete er sich auf, sprang graciös auf den Fußspitzen zu ihr hin, küßte ihr die Hand und sagte, mit eleganter Tournüre zurücktretend und mit lispelnder Stimme: „Excusiren Sie, Madame, was soeben mein unartiges alter ego lästerlich geredet hat; es ist ein zu absurder Bursch, der Reinhold Lenz, der mehr als einmal des Tags die Peitsche verdient, ich hingegen, Renaud Mois de Mars, werde mich nie einer solchen Indecence schuldig machen, bei meinem Eide!"

Nach dem Thee, „wo er lange nicht daran gesessen hatte," wachten sie bei einer Punschbowle die Mitternacht heran.

Wechselseitige Gespräche wurden gesponnen und Reinhold erzählte viel von seiner Reise, Straßburg und Wolfgang, obgleich Cornelia nur scheu nach diesem zu fragen wagte, da es ihr vor dem unheimlichen Gesellen graute.

Zwölf Uhr. — —

Sie stießen die Gläser zusammen.

„Prost Neujahr! Daß es gut verstreiche, das neue Jahr!"

Reinholds Glas zersprang; ein Paar Tropfen flogen ihm an die Stirne.

„Ein böses Omen", flüsterte er. „Wie's an meinem Bande sengt."

Cornelia brach auf. Schlosser brachte seinen Gast in sein Stübchen und wünschte ihm eine gute Nacht. — —

Reinhold Lenz blieb in Emmendingen. —

Wieder dunkelte es in der Putzstube der Cornelia Schlosser und das Feuer im Kamin verbreitete auch keinen hellen Schein, denn es war längst erloschen. Es war kalt im Zimmer, aber das liebte der gerade, der da im Lehnstuhl am Kamine ausgestreckt lag — eine große, kalte, teppichbelegte Stube, die nicht ihm gehörte, mit großen Bildern behängt, in breiten Rahmen, welche im Abenddunkel gespenstig verschwimmen.

Er feierte hier seinen Geburtstag — den 12. Januar. Zum ersten Male, daß ihm kein Angebinde geworden war; in Straßburg mochte wohl ein Packetchen liegen, mit fernen Poststempeln, aber der Reinhold Lenz war nicht zu finden.

Um so eine stille, einsame Geburtstagsfeier ist es ein eigen Ding, das mochte der Einsame da am Kamine auch fühlen, denn Thränen traten ihm in die Augen, die so verloren vor sich hinstarrten.

Im Winterschnee bin ich geboren,
Kein Blümchen hat mich angelacht,
D'rum ist der Frühling mir verloren
Mit seiner Pracht. —

Aus dem dunkeln Kamine erhob sich eine liebliche,

schlanke Gestalt mit einem mildlächelnden, blassen Gesicht, sie warf ihm Kußhände zu mit den Lilienfingern. Es war so reizend, so schuldlos, das blonde, todte Wesen. Maria, unter den alten Aepfelbäumen war's doch schön! Dann saß der alte Magister im Kamine mit dem gelben Busenstrich und der Atzel. — Laß' nicht von den Engländern, Sohn! Die Festtagsgesellschaft vermehrte sich. — Es erschien ein blühendes Mädchengesicht mit wilden, schwarzen Locken und großen, lachenden Augen. Das Dorpatkäthchen, das ihn zuletzt noch so herzzerreißend angeblickt hatte in dem Wagen auf der Heide bei Rothenbusch. Verschmähte, unglückliche Liebe! Es durchrieselte ihn kalt. Friederike stand vor seiner Seele. Er versprach sich, bei nächster Gelegenheit Käthchen Bossurin nicht von sich zu stoßen. — —

„Hier sind sie also, lieber Herr Lenz," sagte eine weiche Frauenstimme neben ihm.

Lenz fuhr auf und Cornelia stand vor ihm.

„So im Dunkeln und im Kalten. — Sie wollen gewiß krank werden."

„Ich, Madame? Sie spaßen! Ich bin in dieser Beziehung ein Russe."

„Mein Mann sitzt drüben in seinem Zimmer und erwartet Sie. Er hat mich ausgesandt, Sie zu suchen."

„A, votre service, Madame."

Lenz folgte Cornelia in das behagliche Zimmer seines Wirthes.

„Ich habe über mein vergangenes Leben nachge-

dacht," ſagte er. „Die Schulden vom Empfangenen getrennt."

„Und wie war das Facit?" fragte Schloſſer.

„Schulden, Schulden, — nichts als Schulden!"

„Täuſchen Sie ſich auch nicht?"

„Sehen Sie doch nur den ganzen, zerfahrenen Burſchen an, Doctor. Nichts als ein drohender, lebendiger Schuldbrief — aber er wird ſie noch einkaſſiren, all' die Dinge, die er zu Gute hat."

„Und die wären?"

„Anerkennung vor Allem Andern mit ihrem Gefolge, und dann . . ."

„Nun, und dann?"

„Galgenverhör! Ein Bischen Frauenliebe."

Mitleidig ſenkten ſich zwei klare Frauenaugen zu ihm.

„Das ſind üble Schulden," meinte Schloſſer. „Und ſonderlich das Letztere iſt ein arger Caſus. Von Herzen ſollt' es mich freuen, Lenz, wenn ich eines Tages vernähme, daß Sie in der Kirche mit irgend einem guten Kinde vor dem Altare gekniet haben."

„Larifari!" lachte Lenz. „Ihr verſteht mich falſch, Doctor; nach ſo Was lüſtet's mich nicht. Glückſelige Häuslichkeit .... nein, nein! Das iſt Nichts für mich!"

Bedauernd blickten die beiden Gatten den Armen an, der ſelbſt nicht recht wußte, was er wollte.

„In der Kirche zuſammengethan, das wäre was Rechtes; und dann dem Schwarzrock auch noch Spor-

teln zu zahlen! — Glaub', selbst mein Vater thät's mir nicht ohne das. In der Kirche . . . Doctor, giebt's hier in Emmendingen auch eine Kirche?"

Schweigend nickte dieser.

„Hat sie auch Stufen? Mehr wie drei?"

„Auch Das. Doch wozu diese sonderbaren Fragen?"

„Vergeßt nicht, mich daran zu erinnern, bei Leibe, vergeßt mich nicht daran zu erinnern, irgend einen gottesläſterlichen Reim darauf niederzuschreiben, wenn, wenn mein Verstand 'mal spazieren gegangen ist."

„Lenz!" rief Schlosser, „sind Sie bei Sinnen?"

„Jetzunder noch, aber ich habe den dreiundzwanzigsten heute begangen, das ist eine üble Vorbedeutung, wegen des letzten Halfters, das meinen Verstand noch in den nöthigen Grenzen hält. Wo wohnt hier ein Küster?"

Niemand gab ihm Antwort.

„Wo wohnt hier ein Küster, Doctor?"

„Der Küster Johannes Streicher wohnt auf dem Kirchhof, da er, als der alte Todtengräber gestorben, sich um dessen Amt beworben hat, welches man ihm auch übertragen."

„Was ist es für ein Mensch?

„Ein ziemlich confuser. Jedoch spricht man davon, daß er dem Pfarrer die Predigten schreibt, wenn dieser in schlechter Laune ist."

„Ich will ihm einen Besuch machen." —

— — — — —

Reinhold klopfte, nachdem noch keine zehn Minuten

verfloſſen waren, an der morſchen Thüre der Todtengräberhütte an.

„Wer iſt da?“ fragte eine gedämpfte Stimme.

„Ein Kollege.“

Die Thüre öffnete ſich, und Reinhold trat in einen verräucherten Raum, welchen ein Lämpchen nur nothdürftig erhellte. Auf dem Tiſch, den zerbrochenen Stühlen und dem Fußboden lagen Papiere und Folianten, Schaufeln und Grabſcheite, mitten darinnen aber ſtand Streicher, der Herr in dieſem Bereich, eine lange, hungrige Geſtalt, in einem ſchwarzen, ſchäbigen, langen Rock.

„Ihr wäret ein College? Satan! — das iſt eine Lüge! Wer iſt er?“

„Nochmals, ein Kollege! Ich will Euch zu dem machen, was ich bin, und wenn Ihr in meine derzeitige Stellung getreten ſeid, könnt Ihr mit vollem Rechte ſagen, daß ich 'mal Euer Kollege geweſen bin.“

„Und was ſeid Ihr?“

„Ja,“ lächelte Lenz liſtig. „So mir nichts, Dir nichts, werfe ich es Euch nicht in die hohlen Backen. Vor einiger Zeit war ich ein Mentor und wofern Ihr mich juſt zu einem Mendax machen wollt, habt Ihr im Grunde nicht ganz Unrecht, denn mancher Mentor muß zu ſich ſelbſt ſagen: „Mentior.“

„Hoho, das plappert ja recht anſtändig gelehrt ſein wollend heraus,“ lachte unheimlich der Todtengräber. „Brauche mich nicht zu ſchämen, weiß auch Beſcheid in mancher Sprache. Wollen wir ex tempore einen ge-

lehrten Disput beginnen? In der lingua romana, wie in der lingua graeca ſteh' ich Euch meinen Mann, wollt Ihr Euch aber vielleicht in den ſüßen chansons des bergers loslaſſen, ich bin auch dabei!" Und er trällerte:

„Adieu, bergère cherie,
Adieu, mes seuls amours.
Je vais quitter la prairie,
Ou je venais tous les jours.

Wollt Ihr engliſch, hebräiſch oder die Sprache der Herren Generalſtaaten? Oh, der Küſter, Todtengräber und Polyhiſtor Jan Streicher von Emmendingen hat gar glänzende Examina abgelegt in all' dieſen Sachen."

Und der blaſſe, geſpenſtige Mann fing an in den genannten Sprachen wild durcheinander zu reden, daß es Reinhold ſchwindelte. Er ſank auf einen Stuhl.

„Wer ſeid Ihr?" ächzte er.

„Ein armes, verkommenes Thier," ſagte Jan Streicher demüthig, „das aber in ſeinem Hirnkaſten mehr Weisheit aufgeſpeichert hat, als der dickleibige Muſikus Hans Bogenſtrich, der vor einem halben Jahre verſtorben, jetzt Würmer darin hat. San Antonio, wir wollen ein wenig italieniſch zuſammen converſiren, oder ſpaniſch, wenn's Euch recht iſt?"

„Ihr ſeid eine Seltenheit, Mann. Seht, ich halte mich auch für Eine, aber an Euch reiche ich denn doch nicht. Ich bin ein Dichter, ein Genie, und neige mich zum Ueberſchnappen, ich . . ."

„Dichter, Genie. . . . Eine längſt zerſprungene Saite ſchallt in dem Inſtrumente nach, das ich im Gehirne habe. — Werft das Poetiſiren von Euch, es kommt Nichts dabei heraus und die Menſchen halten Einen dabei für einen Narren, wenn man aus poetiſcher Laune den Mantel fantaſtiſch trägt und den Hut. Bei meiner eigenen Leiche, wozu taugt es, das Dichten? Was brauchen die Menſchen zu wiſſen, was in Einem vorgeht? Poſſen! Daß ſie darüber Geſichter ſchneiden, heulen oder lachen zu ihrer eigenen Unterhaltung. In ſich behalten ſoll man ſein Wiſſen; das Gefühl deſſelben in ſich iſt die Hauptſache, den Menſchen zu zeigen was man weiß, iſt Unſinn."

„Wo bleibt aber dann die Anerkennung?"

„Ein Thor, der nach ihr angelt. Ich dachte auch nicht ohne ſie leben zu können und nun, o Jüngling, — lebe ich doch, obgleich die Menſchen mir das Lorbereis ſchnöder Weiſe nicht zugeſtanden haben. Kindiſches Verlangen! Anerkennung! — Man theilt ſie mit tauſend Schmeichlern! Ich habe mich ſelbſt anerkannt!"

Er ging ſchweigend auf und nieder. Dann blieb er vor Lenz ſtehen, betrachtete ihn lange und ſagte:

„Was wollt ihr eigentlich von mir?"

Da fuhr es dem Reinhold heraus, er wußte ſelbſt nicht wie:

„Verrückt machen, wollte ich Euch, Jan Streicher, aber ich ſehe, daß Ihr es ſchon ſeid. . . "

Der Todtengräber lachte ſchrill auf:

„Er ist mir ein schöner Patron! Er ist wohl gar der wilde Jäger, oder sonst so ein Teufelskumpan? Was?"

„Kennt Ihr den großen Stabstrompeter Jahn in Holland?"

„Habe nicht das submisseste Vergnügen."

„Der hat es auf die Küster abgesehen. Schade, daß an Euch Nichts mehr zu verderben ist."

Reinhold vertraute Streicher seine Befürchtungen, da er „Gefallen an ihm fand und sich sonderbarlich zu ihm hingezogen fühlte." Streicher tröstete ihn und holte aus einer Ecke eine halbgeleerte Flasche Rum. Er rückte sich einen wackligen Stuhl zu Reinhold und fuhr fort:

„Habe lange nicht so viel geredet wie heute, aber die Gelegenheit war zu verführerisch! Macht Euch die Gurgel naß, Hofmeister! Ein elendes Dasein! Vocabeln einbläuen, wenn die Sonne scheint und den vierten Mann im Whist abgeben, wenn Einem unwohl ist!" —

„Ihr sprecht ja wie aus Erfahrung."

„Hab's auch erfahren, zwei Jahre lang; dann war es aus mit meiner infamen Informatorcarriere. Das gnädige Fräulein interessirte sich für den Materialismus. — College, seht Ihr es dem elenden Knochen hier noch an, daß er zu 'nem gnädigen Fräulein gehen durfte? Mit Schimpf und Schande wurde ich davon gejagt. Stoßt an auf die Erlösung von der Hofmeistermisere!" —

Er goß ein paar Gläſer hinunter und Lenz folgte ſeinem Beiſpiel.

„Ich war Candidat," erzählte Jan Streicher weiter, „machte mich an manchen alten Paſtor und ſeine junge Frau und predigte was Weibliches herum im deutſchen Reiche, bis ich es ihnen zu bunt machte. Ich legte mein Amt nieder und zog mit einem vornehmen Herrn als Kammerdiener nach Paris und Schottland. Dann gab ich ihm den Abſchied und trieb mich durch Holland als ein Pulchinellen-Führer. Das war eine anmuthige Zeit, unter den todten Puppen und den glänzenden Flitterlappen; dabei machte ich die Bekanntſchaft eines jungen, edlen Menſchen, der ſich meiner freundſchaftlich annahm. Er hatte eine Geliebte, einen Engel. Der Teufel verführte mich wieder, daß ich mich in ſie verliebte. Ich geſtand ihr eines Abends mein Leid und ſie verſtieß mich. Da brachten ſie mich in das Irrenhaus. Trink, College! Was iſt Dir? Trink Deinen Froſt hinunter!"

Reinhold war aufgeſtanden und hielt ſich ſchnappernd an der Stuhllehne.

„Weiter! Weiter!"

„Nun, nach Jahr und Tag ließen ſie mich wieder los, einen Bettelkerl von fünfunddreißig Jahren; ich focht mich wieder ein gut Theil Jahre durch die Welt, bis ich hier Todtengräber geworden bin; dies iſt ein Handwerk, das vor allen anderen ſeine Verdienſte hat. Hätte ich einen Sohn, — Todtengräber müßte er mir

werden, das bildet einen Philoſophen! Trink, blaſſer Junge! Die Todtengräber ſollen leben!" —

„Ich will jetzt gehen, Streicher," ſagte Lenz. „Es muß ſchon tief in der Nacht ſein."

„Kommt bald wieder, Ihr gefallt mir."

„Wenn ich mich nicht zu Tode ärgere, daß ich Euch nicht toll machen kann."

Reinhold ging. Er hatte Kopfſchmerzen. Mit brennendem Hirne ſuchte er ſein Lager. In dieſer Nacht hatte er ſich ſelbſt geſehen — zwanzig Jahre älter. —

Reinhold führte ein ſchlendriges Daſein in Emmendingen. Oft brütete er ganze Tage lang in ſeinem Stübchen, vor ſich ein ſchwarzes Käſtchen mit vielen beſchriebenen Blättern, auf die er Thränen weinte; zwiſchendurch arbeitete er an dem Luſtſpiel: „Der Hofmeiſter," oder es überfiel ihn eine tolle Luſtigkeit, in der er ſich nicht zu zügeln wußte. Die Leute lachten baucherſchütternd in äußerlichem Andrang, aber innerlich grauſte es ihnen vor dem verzerrten, jodelnden, furchtbaren Geſellen. Der warf dann ſeinen Mantel um, rannte fort und blieb oft Tage und Nächte lang aus, dann ſtrolchte er über Felder und Wieſen, oder ſaß ſtundenlang in der Hütte Jan Streichers; dort ſtarrte er in Nacht und Mondſchein auf die Gräber hinaus, trank Glas auf Glas und führte mit dem Todtengräber verrückte Geſpräche. Was in der Folge mit ihm werden ſollte, ſchien ihm gleichgültig; er vermied es überhaupt, an ſo Etwas zu denken.

Der Frühling rückte heran. Im Garten hinter Schlossers Hause fingen die Lauben an grün zu werden, die Gräser sprießten und die Knospen schwollen.

Unter dem Ahornbaume saß Cornelia und in einiger Entfernung, trübselig vor sich hinblickend, Reinhold.

„Sie versprachen mir jüngst, ein paar Verse über die Augen zu dichten."

„Dichten — kann ich nichts mehr. — Mein Schöpfungsgeist! Ha, gelähmte Geierschwingen! Krieche wie eine Maus am Boden. — Neidische, verfluchte Götter!"

„Reinhold!"

„Ja, so, — Ihr Gedicht an die Augen, Madame." Er zog ein Blatt hervor und las:

„Schaut die Augen, wie ewig verschieden!
Hier der sonnige Feuerblick,
Dort die Bläue, das Bild des Friedens,
Wo sie dunkler, das Zeichen der Duldung —
Und in jedem des Andern Glück —
Wie die Sonne in dunkle Fluthen
Gern all ihren Glanz versenkt,
Bohrt das brennende Aug' im Guten,
Bis es all seine Pein dort ertränkt.
Lieb' ist allen das Wirken und Streben —"

Reinhold brach ab.

„Hier springt's zu einem andern Thema über und wird kindisch, wie ich selbst."

„Bitte, sprechen Sie nicht so."

„Das ist was Altes. Der Candidat hat mir es

neulich auf die logischste Art von der Welt bewiesen. Ich lasse mir's nicht wieder ausreden, Madame."

„Es ist auch ein Brief von Wolfgang angekommen," sagte Cornelia, um das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen. „Er läßt Sie herzlich grüßen."

„So, thut er das?" fragte Reinhold. „Ein recht amusanter Titane, der Wolfgang. Hu, ich werde immer krank, wenn ich an Den denke, und nun gar, wo mir seine Schwester alles Liebe und Gute der Welt zu Gefallen thut. Hol's der Henker! ich kann mich hier nicht länger wie ein armer Sünder herumdrücken und noch gar Grüße von ihm annehmen"

„Was ist Ihnen, um Gottes Willen?"

„Nichts, nichts! Ein Bischen Schuftigkeit, weiß Gott, weiter Nichts. Aber gerade genug, um den Appetit an mir zu verlieren. Ich liebe die Friederike von Sesenheim!"

„Friederike Brion?!"

„Nun ist mir leicht. Ja, die Herzallerliebste Deines Bruders, gute Cornelia, die reine Seele hab' ich ihm hinterlistiger Weise entziehen wollen. Ist's nicht eine Schändlichkeit? Und wie sie noch an ihm hängt — aber er, er . . ."

Erschüttert blickte Cornelia auf ihn nieder.

„Nun, jagt mich fort, wie 'nen aussätzigen Hund."

„Armer Mann," sagte Cornelia, „Du bist sehr zu beklagen, ob Du zu heilen bist, weiß ich nicht; zu verurtheilen bist Du nicht."

Lenz sprang auf und schritt, die Hände in den

Rocktaschen, eine abgebrochene Liederstrophe singend, von Cornelia weg:

„Meint, er habe sich selbst überwunden,
Dünkt sich weiser und bleibt ein Thor,
Bis er die Furcht in thier'schen Stunden
Mit einem Thier, das ihm gleicht, verlor."

Durch das sonst so stille Haus Schlossers rannte man hin und wieder, Frauensleute, wie riesige Fledermäuse anzusehen, mit ihren großen, flügelartigen Schlafhauben — Lichter in den Händen. Schreien wie von einem neugebornen Kinde. Cornelia Schlosser war Mutter geworden.

In der Putzstube am Kamine lag diesmal der beglückte Gatte und blickte lächelnd auf sein Kind. Als aber die Fledermausmutter, das alte, fette Weib, die Frau Rohrspritzen, die Hebamme, eintrat, um die junge Weltbürgerin wieder in Empfang zu nehmen, da hielt das Kind eine magere, gelbe Gestalt, in einem seidenen Schlafrock, auf den Armen und spintisirte darüber sonderbare Gedanken, wie sie wohl einem Reinhold Lenz bei einem neugeborenen Menschen kommen mochten.

„Lieber eine Winkelratte, als so ein Stück Fleisch," flüsterte er, und dann die denkwürdigen Worte: „Fort, das Nachdenken macht Kopfweh!"

Er reichte das Kind der würdigen Frau Rohrspritzen, die, unwillig über die Behandlung ihres zeitweiligen Zöglings, mit dem fetten Kinne wackelte, auf dem sich einige Haare krümmten.

Reinhold Lenz hatte jetzt eine ihm zusagende Beschäftigung. Er tänzelte mit dem Wickelkind durch die Gemächer und sang es in Schlaf. — Ein gutes Kindermädchen, der Goethevernichter!

In ihrem Bette aber lag die Frau Cornelia und konnte sich nicht wieder erholen, und ward immer bleicher und kränker und kränker. Es vermochte ihr Niemand zu helfen.

Den 8. Juni war's, da ließ sie sich noch einmal ankleiden und in den Lehnstuhl tragen in der Putzstube, wo sie so gesund am Neujahrsabend gesessen hatte, als ihr Mann aus der Krone kam und den Reinhold Lenz anmeldete. Er hatte ihnen nichts Gutes gebracht.

Ihr Kind ließ sich die Kranke auf den Schooß geben und tändelte liebkosend mit ihm, — ein wehmüthiger Anblick.

Vor ihr kniete der trostlose Gatte und am Kamine lehnte der finsterblickende Gast.

„Wer wird Dich pflegen und warten, Du kleines, unschuldiges Lieb, wenn ich jetzt von Dir scheiden muß? Niemand wird Dich so verstehen, wie ich. — Ach, daß Du mich so schnell schon verlieren mußt."

Das Kind aber lächelte fröhlich und spielte mit dem Spitzentuche der Mutter. Es sollte zum letzten Male an diesem süßen, warmen Busen liegen.

Schlosser konnte seine Thränen nicht länger zurückhalten, aber Lenz sagte: „Madame, Ihrem Kinde sterben Sie niemals. Sieht es Sie auch nicht leiblich, mit den

Augen des Geistes wird es auf Sie, die Niegekannte, zurückblicken, wie auf ein heiliges Wesen, es wird Sie ahnen und Sie sich vor die Seele malen in dem strahlendsten, herrlichsten Bilde. Sie werden ihm nie altern, ihm stets schön bleiben und stets geliebt. Es wird von ihnen träumen und im Wachen an sie denken. — Und als Todtengräber hat man viel Zeit zum Denken."

Es durchschauerte die Kranke fröstelnd, sie schloß wie schlummernd die Augen. Nach einer Weile fuhr sie jäh und verstört empor.

„Mein Namenloses!" herzte sie noch einmal das Kind. „Mutter — Georg — Wolfgang!"

Sie war verschieden. — —

In ungestümem Schmerz warf sich Schlosser auf sie, er umschlang sie, er rief sie beim Namen, sie sollte noch leben! Umsonst, der Tod hatte sein Amt unwiderruflich verrichtet.

Reinhold nahm das wimmernde Kind aus den Armen der Todten und verließ mit ihm das Zimmer.

„Sei ruhig, Katze," sagte er, „kriegst auch ein Stück Zucker!"

Nach drei Tagen.

„Ein Brief von Wolfgang, Lenz. Wie wird's ihn treffen. O Gott! Cornelia! . . . Dies Buch lag dabei, von ihm verfaßt. Nimm Du's hin, mir ist jetzt nicht zu Muthe, Comödien zu lesen. O, mein Weib! mein Weib! mein Weib!"

Es war der „Götz von Berlichingen!“ den Reinhold Lenz in Händen hielt.

— — — — —

Der Sarg war schon hinuntergetragen. In der Putzstube standen die Leidtragenden — Reinhold Lenz fehlte noch.

„Der Hausfreund läßt lange auf sich warten,“ flüsterte hämisch der Bürgermeister zu seinem Nachbar, und dieser erwiderte eben so leise:

„Der elende Nußknacker!“

Schlosser schien von Allem nichts zu bemerken, er stand in sich gekehrt da. Plötzlich schreckte er empor. Diese Laute und in dieser Stunde.

Ein schreckliches, schallendes Gelächter fuhr draußen durch den Corridor; die Thüre ward aufgestoßen und hereinstürzte mit lustig flatterndem Seidenrock der Erwartete.

Alles wich bestürzt vor ihm zurück, in seiner Hand schwang er das Buch.

„Affen! Affen!“ schrie er. „Wer kauft Nüsse? Wer kauft Götzen? Fangt!“ Und er warf mit Vehemenz das Buch dem Ersten Besten an den Kopf, daß er zu Boden taumelte. „Nieder, nieder mit den Kerls!“

Er drang mit geballten Fäusten auf den erschrockenen Bürgermeister zu.

„Lenz! Lenz! Um Gotteswillen, Lenz! Was ist Dir?“ rief Schlosser.

Lenz lachte gräßlich auf.

„Das Buch! Das Buch!“

Ein entsetzlicher Schrei. Er bekam einen Stoß auf die Brust und fiel hinterrücks nieder. Er wälzte sich schäumend auf dem Fußboden.

Man mußte ihn an Ketten legen und sperrte ihn in eine dunkle Kammer.

Reinhold Lenz war verrückt geworden.

X.

Conrad.

Schöne Leserin, ehe ich Dich bei dem schwarzlockigen Conrad Süß einführe, wirf Deinen Reisemantel um und folge mir nach Paris und an ihm vorüber nach den Höhen von Meudon.

Dort stand im August des Jahres 1773 ein weißes Landhäuschen, fast ganz von Weinlaub bedeckt. Vor der brennenden Sonnenhitze waren die Jalousien geschlossen und so herrschte in den Zimmern eine angenehme Kühlung.

Auf einem Sopha saß eine schöne, reizende Frauengestalt und las in einem Buche. Leicht und lose umfloß sie das duftige Gewand mit den prächtigen Spitzen. Schwarze, wilde Locken ringelten sich um den schneeweißen Nacken. Blühend war ihr Antlitz und glühend ihre Augen.

Das Landvolk nannte sie „Madame la Princesse“ und sagte, es sei eine polnische Fürstin, sie selbst aber wußte, daß sie das Dorpat-Käthchen war, die Tochter des alten Magisters Bossurin.

„Jeanette!“ rief Madame und ließ nachläſſig das Buch ſinken. „Jeanette!“

Ein lieblicher Mädchenkopf lugte durch die Thüre.

„Anſpannen laſſen, Madame?“

„Nein, ich fahre heute nicht nach Paris. Komm' herein.“

Die Zofe folgte dem Befehle ihrer Herrin.

„Nichts Neues, Jeanette?“

„Sur mon âme, Madame, hier in Meudon hat man noch nicht 'mal Stoff zu der kleinſten Klatſcherei. Wenn ich nicht einen über den andern Tag ein bischen in Paris flaniren könnte, ich glaub', ich ſtürbe aus Sehnſucht nach meinem Berlin.“

„Armes Ding,“ lächelte Käthchen. „Es wäre Schade um Dich und um Deinen Schatz.“

„Madame haben geſtern wieder eine brillante Eroberung an dem Vicomte St. Cyre gemacht. Ich wette darauf, er hat heute Nacht von nichts Anderem geträumt, als von la belle fille de Moscovie.“

„Plaudertaſche, von wem magſt Du geträumt haben?“

„Von unſerem verſtorbenen Herrn,“ ſagte das Mädchen feierlich, mit einem eigenthümlichen Seitenblick.

„Du kannſt gehen, Johanne.“

Seufzend ſank Käthchen in die Ecke des Sopha's.

Sie ſtarrte in das Buch, eine Stunde lang, aber keine Seite ſchlug ſie um — ihre Gedanken waren weit, weit von dem Mercure de France. Sie waren in Dorpat — bei dem alten Mann. Was mochte er

wohl machen, lebte er überhaupt noch? Sie wußte es nicht. Ihre Gedanken waren in Moskau, in Berlin, auf der Haide von Rothenbusch, in Paris, nur nicht in dem Boudoir zu Meudon.

Moskau ... gräßliche Stadt ihrer Erinnerung.

Eine alte Frau mit schneeweißen Haaren, Jemeljan's Mutter, verfluchte sie, warf mit der prächtigen Bibel nach ihr, daß sie ohnmächtig, blutend niedersank. „Hexe, daß es Dir ewig bös' ergeh' auf Erden!" Ha, ha! ihr erging es ja gut, die Alte aber war noch in demselben Monat gestorben.

Er zog mit ihr in das düstere — Haus nach Berlin, wo Jemeljan — eines Morgens todt in seinem Schlafgemach gefunden wurde. Der gute Jemeljan, er hatte ihr so viel geschenkt, so unermeßlich viel, und nun starb er. Sie weinte ihm keine Thräne nach ... Reinhold!

In Paris war der Parquetboden ihrer Eroberungen. Vergebens schmachteten die vornehmsten Cavaliere nach ihr ... Reinhold! Ihre Gedanken suchten herum in der weiten Welt und konnten ihn nicht finden.

Man hatte Reinhold Lenz nach jenem unglücklichen Tage aus dem Hause Schlossers entfernt und bei dem Schuster Süß untergebracht, der den Ruf hatte, Irrsinnige bald wieder herstellen zu können.

Der ehrliche Mann legte seine geistigen Meßapparate an und fand auch heraus, wo es eigentlich fehle. Er untersagte streng alle Bücher und Schreibereien,

nach denen der Kranke in wildem Paroxismus immerwährend verlangte, und gestattete höchstens, daß Conrad, sein Sohn, ihm ein Volkslied vorsang; dann ward er allmählich ruhiger, hörte andächtig zu, sang es selbst vor sich hin und sprach ganz verständig darüber.

Sein Liebling war das alte Bettlerlied:

Wenn der jüngste Tag will werden,
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Kommt der liebe Gott gezogen
Auf 'nem großen Regenbogen.

Das konnte er Tag und Nacht monoton vor sich hinsingen.

Meister Süß verwandte seine ganze Kunst auf den Kranken und er besserte sich auch sichtlich.

Schlosser wollte ihn wieder in sein Haus nehmen, aber Reinhold dankte „dem Herrn Hofrath" für seine Freundlichkeit und sagte in ganz zusammenhängender Rede, daß er ihm bei täglichem Anblick viel zu viel kummervolle Erinnerungen wach rufen würde, er wolle lieber bei seinem Herrn Süß bleiben — aus dem Fenster könne er ihn ja doch alle Tage sehen, da er gerade gegenüber wohne.

Keine Spur von der früheren Vertraulichkeit wohnte mehr in Reinhold, er behandelte ihn, wie den Herrn Hofrath eben ein armer, verrückter Bettler behandeln mußte, unbekümmert darum, ob es Schlosser schmerze oder nicht.

Conrad war Reinholds einziger Trost, ohne den hätte er nicht leben können; er aß mit ihm, er schlief

mit ihm, er arbeitete mit ihm, kurz, er that Nichts ohne Conrad.

Er arbeitete mit ihm. — Ja, Reinhold Lenz wollte ein Schuster werden, ein glücklicher, ehrsamer Schuster — das war sein Ideal! Reinholds Ideal, ein Schuster zu werden! Er hatte es erreicht!

In der Werkstatt saß er, wo's nach Pech und Leder roch, am geöffneten Fenster auf dem niedrigen Schemel und flickte die Schuhe des Herrn Bürgermeisters. Stand Morgens früh sechs Uhr auf und legte sich Abends neun Uhr zu Bett, nachdem er sich müde an alten Sohlen gearbeitet hatte. Erdrückender Gedanke! Und er fühlte sich wohl darin!

Drei Monate hatte Reinhold Lenz in dem Hause Süß' verbracht, da mußte Conrad von ihm scheiden, um auf die Wanderschaft zu gehen.

In der Werkstätte saß Reinhold wieder am offenen Fenster, daß die reine Herbstluft um sein parodoxes Gesicht wehte. Er arbeitete emsig; ihm gegenüber saß sein Gefährte.

Plötzlich ließ Reinhold den Pfriemen sinken und starrte in den blauen Himmel hinauf.

Voriges Jahr um diese Zeit hatte er im Wäldchen bei Sesenheim die Friederike zum ersten Male gesehen! — Friederike, mit welchen himmelstürmenden Gedanken war er Dir genaht, hatte er seine frevlen Hände nach Dir ausgestreckt, nach Dir, der Goethe-Heiligen — und jetzt — saß er auf einem Schemel des Schusters Süß

in Emmendingen und machte Stiefel. Die blonde Maria hatte wohl recht gehabt in ihrer Todesstunde.

„Reinhold!“ erscholl Conrads Stimme mahnend in seine Träume, daß er verstört emporfuhr. „Reinhold, Du denkst wieder und das ist Dir doch so schädlich!“

„Ja, ich habe wieder 'mal gedacht“, sagte Lenz, vor der entsetzlichen Wirklichkeit schaudernd. „Ich will's auch so bald nicht wieder thun — wenigstens nur an Dich denken, wenn Du von mir fort bist, und das kann mir gewiß nicht schädlich sein. Nicht wahr, lieber Conrad, das schadet mir doch Nichts?“

„Denk' lieber an gar Nichts, Reinhold, das ist am besten für Dich.“

„An gar Nichts!“ schrie Lenz. „Nein, ich muß an 'was denken, sonst komm' ich um!“

Reinhold starrte eine Weile vor sich hin, dann stand er auf und sagte: „Ja, ein indischer Philosoph, ein Marabut! Will an gar nichts denken, das ist am besten für mich. Will mich selber zu vergessen suchen über Schuh' und Schäften. Sind auch Geschäfte. Ha, ha! Hör', lieber Bruder, und sag' mir ehrlich die Wahrheit: meinst Du, daß ich's in der Schusterei noch zu was brächte?“

„Wenn ich Dir die Wahrheit sagen soll,“ meinte Conrad treuherzig, „so glaub' ich nicht, daß Du's im Handwerk noch zu 'was Rechtem bringst. Du bist eben nicht zum Schuhmacher geboren und zu spät dazu gegangen, aber einen richtigen Flicken einsetzen, das wirst Du mit der Zeit loskriegen.“

„Also doch ein Flickschuster kann ich noch werden, wohl so einer, wie der in Straßburg. Gott sei Dank, daß ich wenigstens doch noch ein Flickschuster werden kann, sonst wär' ich der Welt ja gar nichts mehr nütze."

Als Conrad auf die Wanderschaft fort mußte, schrieb Reinhold vorher folgenden Brief an Herrn Saraffin in Basel, der mehr wie alles Andere seinen damaligen Zustand darthut:

„Lieber Herr Saraffin!

Es freut mich, daß ich Ihnen wieder schreiben kann. Ich habe eine große Bitte an Sie, die Sie mir nicht abschlagen werden: daß Sie so gütig sind und meinem besten Freunde und Cameraden, dem Herrn Conrad Süß, doch einen Meister verschaffen, wenn er außer der Zeit nach Basel kommt, weil jetzt die Handwerksburschen stark gehen, und ich den Herrn Hofrath bitten will, daß er seinem Vater zureden soll, ihn noch länger bei sich zu behalten, damit ich die Schusterei bei ihm fortlernen kann, die ich angefangen habe, und er ohnedem bei seinem Herrn Vater und mir viel versäumt. Es wird das nicht schwer fallen, da er gewiß ein guter und fleißiger Arbeiter und sonst wohlerzogenes Kind ist und Sie werden mich dadurch aus vieler Noth retten, die ich Ihnen nicht sagen kann. Ausgehen ist mir noch nicht gesund, und was würd' ich anfangen, wenn er auch fortginge, da ich gewiß wieder in meine vorige Krankheit verfallen müßte. Hier bin ich dem Herrn Hofrath gegenüber, und ist mir so wohl, bis es besser mit mir wird. Wenn es nur einige Wochen später

ſein könnte! Melden Sie mir doch, ob ſich dort keine Meiſter finden, die auf die Zeit einen Geſellen brauchen. Wenn Sie nur wollten probiren, ſich von ihm Schuhe machen zu laſſen, ich bin verſichert, daß er ſie gut machen wird, beſonders, wenn er einige Zeit in Baſel geweſen, und weiß, wie Sie ſie gern tragen. Fleißig iſt er gewiß, davon bin ich Zeuge, und er arbeitet recht nett, beſonders wenn er ſich angreift.

Viele tauſend Grüße an Ihre Frau Gemahlin und an den Herrn Hofmeiſter und an die Kleinen.

Ich bin bis ans Ende

Ihr gehorſamer Freund und Diener

Lenz.

Er ſoll jetzt das erſte Mal auf die Wanderſchaft, und ich bin jetzt bei ſeinen Eltern ein Vierteljahr lang wie das Kind im Hauſe geweſen. Er iſt mein Schlafkamerad, und wir ſitzen den ganzen Tag zuſammen. Thun Sie es doch, beſter Herr Saraſſin, lieber Herr Saraſſin, es wird Sie nicht gereuen.

Emmendingen.

Ich könnte mich gewiß nicht wieder ſo an einen Anderen gewöhnen, denn er iſt mir wie ein Bruder."

Aus dieſem Briefe grinſt ein tragiſcher, verrückter Jammer uns an und preßt einem die Seele zuſammen. Wie er bittet für ſeinen „Cameraden," wie er ſich freut, wie er für ihn ſorgt, wie er dankbar iſt für die kleinſte Wohlthat, wie er den Herrn Hofmeiſter grüßen läßt, den er ſein Lebtag nicht geſehen, und die lieben Kleinen, wie ſein ganzes Dichten und

Trachten nach nichts Anderem geht, als daß der Conrad für den Herrn Saraſſin Stiefel pfriemen ſoll. Erdrückend mußte es auf ſeinem Hirne liegen.

Er durfte jetzt wieder ausgehen, aber es ſchien ihm gleichgültig zu ſein; nur zu Zeiten erwachte in ihm ein Sehnen nach der Landſtraße, welches aber ſtets bald wieder einſchlief.

„Mein Bruder Conrad, der für mich auf der Wanderſchaft iſt.“

Ja, der wanderte in der Fremde, luſtig ein Liedchen trällernd, mit Ränzel und Knotenſtock, auf dem ſchwarzen Lockenkopf den wachstuchüberzogenen Hut. Warte nur, Reinhold, über Jahr und Tag, wenn Du erſt das Schuhmacherhandwerk promovirt haſt, gehſt auch Du auf die Wanderſchaft und Dein Knotenſtock raſſelt über die Seſenheimer Steine und im Pfarrerhaus kehrſt Du ein, ein reiſender Handwerksburſche und die ſchöne Pfarrerstochter ſtreckt Dir den kleinen Fuß hin und läßt ſich Maß nehmen, denn nun biſt Du ihr ja ganz und gar nicht mehr gefährlich. —

Reinholds erſter Ausgang war nach dem Todtenhofe, aber kein Jan Streicher guckte aus dem Fenſterlein der niederen Hütte, ſondern ein fremdes, dummes Geſicht, denn der luſtige Candidat war vor einem Monat ſelbſt begraben worden. —

Der Winter kam und mit dem Winter der Herr Saraſſin, der den Reinhold mit nach Baſel nahm, damit er wieder unter Menſchen komme. Das that ihm auch Noth, denn er ſchien allen Umgang gründlich

verlernt zu haben. An Frau Saraſſin fand er eine äußerſt liebenswürdige Wirthin, wie an Saraſſin ſelbſt einen aufmerkſamen Leiter.

Im Anfang war Reinhold wieder unzertrennlich von Conrad, beſuchte ihn in der Werkſtätte und ging Nachmittags mit ihm ſpazieren. Es gefiel ihm ganz gut in Baſel.

Nach und nach führte Saraſſin Lenz in die Geſellſchaften ein, die er oder ſeine Frau wöchentlich gaben. Hier ſtellte er ihn als einen genialen, livländiſchen Dichter vor, und dieſe Titulatur genügte, um ihm, da ſich auch ſeltſame Gerüchte über ſeine Vergangenheit verbreiteten, den Eintritt in alle Aſſembléen zu eröffnen, wenn er auch nicht Herrn Saraſſins Gaſt geweſen wäre.

Der Winter verging.

Reinholds Gedanken waren noch traurig genug geweſen, als aber der Frühling erſchien, da erwachte er wie aus einem böſen Traum und ſchüttelte all die ſonderbaren Ideen ab, die er ſeit Jahr und Tag mit ſich herumgetragen hatte.

Verwundert blickte er in die verjüngte Welt und ſchien ſelbſt wieder jung geworden zu ſein. Wie ein fröhliches Kind klatſchte er in die Hände, pflückte ſich Blumen und tollte herum, wie ein wildfangartiges Mädchen. Und wie die Tollheit eines ausgelaſſenen Weibes oft nur Minuten währt, ſo auch die Reinholds. Er kam zum Bewußtſein, daß er geheilt ſei und mit

diesem Bewußtsein stellte sich auch der verlorene Schöpfergeist wieder ein.

Auf der Veranda hinter dem Hause des Herrn Saraffin, von grünem Weinlaub umrankt, saß Reinhold, vor sich auf dem steinernen Tisch neben dem Schreibzeug einen großen, runden Kelch, gefüllt mit glühendem Wein. So ließ sich herrlich dichten — die Blicke schweifend in die blaue Ferne, wo die Berge im Dufte lagen und die Freiheit wohnte.

Wenn die Sonne sank, machte auch er Feierabend und in glänzender Toilette wiegte er sich hinter den Stühlen schöner, blasser, ästhetischer Damen bei den Klängen des Claviers. Manch schönes Auge ruhte verlangend auf ihm, aber gefahrlos tändelte er jetzt mit der herrlichsten Frau, denn gegen das Mädchen, das er geliebt zu haben wähnte, schwanden sie Alle, die da saßen, in farblosem Nebel.

Conrad sah er nur höchst selten. Einmal begegnete er ihm auf der Straße und der ehrliche Emmendinger bot ihm herzlich die Hand. Groß sah ihn Reinhold an, schnarrte ein hochmüthiges: „Wer sind Sie?" und ließ den Angedonnerten verächtlich stehen. Ein anderes Mal hingegen nahm er ihn ohne Weiteres mit in eine Gesellschaft, in die er eben wollte, stellte ihn den gaffenden Herren und Damen als „seinen getreuen Krankenpfleger" vor, „der ihm manche schreckliche Stunde tröstend beigestanden", und amüsirte sich heimlich über die Verlegenheit in welche der einfache Conrad Süß gerieth, als ihn so viele brennende, lachende

Augen, gleich einem Wunderthier, betrachteten, so viele schlanke, schöne Leiber sich näher beugten, eingehüllt leicht und lose in prächtige, seidene Kleider — verwirrt und linkisch machte der Schuster ein Compliment und stürzte hinaus, hinter ihm mitleidiges, lächelndes Geflüster und Verwunderung über den curiosen Krankenwärter des Livländers; — daß er ganz hübsch sei, mußten ihm doch einige junge Damen zugestehen und Reinhold meinte, sie hätten ganz Recht, er sei süß, heiße Süß, liebe aber nichts Süßes.

Seit der Zeit war das frühere, einige Verhältniß fast ganz aufgelöst. Die beiden Freunde, die eine wahnsinnige Epoche zusammengewürfelt, sahen sich immer seltener und am Ende gar nicht mehr.

Es soll dem Conrad Süß später noch recht gut ergangen sein, besser wie dem Reinhold Lenz.

Das Jahr 1774 war ein anregendes für den emporstrebenden Poeten. Der Früchte brachte es ihm in Hülle und Fülle, aber die Bewunderung fiel ihm nicht mächtig genug aus.

„Ein Nachahmer des jungen Dichters Goethe" sagten die Leute allerwegen und sahen ihn nicht als Original an, was er doch eigentlich wollte.

Der Goethe! Ueber seinen „Götz von Berlichingen" war er verrückt geworden, über seinen „Clavigo" und „Werther" brütete er tiefsinnend, sah die Gestalten

heraustreten, sich ineinander bewegen und zu seinen eigenen gedachten umbilden.

Die Noth, die Sympathie
Zwingt hundert Selbstgenies auf Erden
Nachbilder fremden Werths zu werden.

Ja, er war ein Selbstgenie — und nun so — verdammt! Auch in seinem „Hofmeister", den er veröffentlicht, witterten sie den Goethe. Er wußte besser, was er von sich zu halten hatte — und schrieb weiter.

So erschienen: „Der neue Menoza", „Amor vincit omnia", mit der seltsamen „Abhandlung über das Theater" und „die Lustspiele des Plautus," an denen, nach einem dunkeln Gerücht, Goethe mitgearbeitet haben soll, dicht hintereinander.

Im folgenden Jahr schrieb er die Comödie: „Die Soldaten", ein Stück, in dem man Lenz in seinem ganzen Genie bewundern kann, mit all den Licht- und Schattenseiten desselben. Manche Blätter bestricken mit seltenem, süßschauerndem Zauber unsere Phantasie, unsere Gefühle — ein Duft, ein Schmelz, eine Gluth — und dann kahler, häßlicher Cynismus, der sich eckig breit macht und nur den Appetit verdirbt. Es ist Leben in den Figuren, Leben und Kraft, sie können stehen und gehen ohne fremde Beihülfe. Wenig Mädchen sind wohl so geschildert worden, wie die Marie es ist, mit all dem unendlichen Reiz der Unschuld und dem darauf folgenden Pesthauch der Verführung. — Es beschleichen

den Leſer ganz ſonderbare phantaſtiſche Gefühle, bei manchen Scenen des Lenz. In Märchenträume glaubt man ſich verſetzt — in die Märchenträume eines knospenden, ſchwellenden Frauenherzens — aber — er ſorgt auch für das Erwachen.

Im Sommer reiſte Lenz wieder einmal nach Emmendingen zum Beſuch des Herrn Hofraths.

Wunderliche Gefühle bemeiſterten ſich ſeiner unter dem Ahornbaum. Oft ſchlich er nach dem Kirchhof mit Papier und Bleiſtift, und ſchrieb auf dem Grabe Cornelia's an einem Trauerſpiele: „Das leidende Weib."

Wieder nach Baſel zurückgekehrt, beendete er das Angefangene und gab ein Luſtſpiel heraus, betitelt: „Die Freunde machen den Philoſophen", welches Schröder in Hamburg für das beſte Werk des Verfaſſers hielt.

— Das war die Zeit, wo Reinhold Lenz einmal berühmt war. —

Unter Maskenſcherzen ſchwand der Winter. Ueberall Bälle, Concerte, Feſtlichkeiten und Vergnügen. O nüchterner Aſchermittwoch! — Die Masken entfallen den Geſichtern, die bunten Flitter werden eingeſargt — all die Ritter und Ritterdamen, all die Luſt vergangener Tage mit ihren luſtigen Geſtalten verſchwinden und nur die Narren und Närrinnen ſind geblieben. —

Den 27. Juni war's, da trat zu Reinhold ein

großer, Mann ein, in schwarzer Kleidung und wohlgepudertem Haar.

„Finde ich Dich endlich, Reinhold?“ sagte er mit kalter Stimme. „Gut, daß ich der Mühe des Suchens nun überhoben bin.“

„Lorenz,“ rief Reinhold überrascht aufspringend.

„Bruder!“

Reinhold wollte etwas Freudiges sagen, aber es erstarrte ihm auf der Zunge. Der Mann hatte so ein närrisches Gesicht.

„Ich komme in Vaters Auftrag“, sagte Herr Lenz, indem er sich setzte. „Mache Dich parat, morgen mit mir nach Dorpat zu gehen.“

„Mit Dir — nach Dorpat?!“

„So ist's. Willst Du dem Willen des Vaters entgegen sein?“

„Was soll ich in Dorpat?“

„Zwei Jahre lang Verschollener — man will Dich in den Weg Deiner bestimmten Thätigkeit wieder hineinführen — Du sollst kein Vagabund werden und unserem Namen Schande machen.“

„Was sagst Du da?“

„Mache Dich bereit, Reinhold, mit mir zu gehen.“

„Ich will nicht!“

„Wahnwitzige Leute haben keinen Willen!“

„Bruder!“

„Du willst ja, daß man Dich so behandelt — hab's.“

„Gut“, sagte Reinhold nach einer Weile, „ich werde

mitgehen. — Aber nun erzähle mir auch erſt von Hauſe: wie geht es dem Vater, der Mutter?"

„Sie ſind wohl auf, nur der Gram über ihren jüngſten Sohn färbt ihnen die Haare."

„Und Boſſurin?"

„Lebt auch noch."

„Katharine?"

Ein gräßlicher, pfeifender Ton drang aus der gewaltigen Bruſt des Mannes.

„Sie iſt nicht mehr in Dorpat", ſagte er dann finſter; „ſie iſt fort, ſie iſt durchgegangen — die Maitreſſe Jemeljans."

„Und Du liebteſt ſie?"

„Wer kann das ſagen?" brauſte Lorenz auf. „Ewige Schande über mich, der ich jetzt ein Prieſter des Herrn bin — Pfarrer in Oexſkiol, — wenn ich je meine Augen zu einer ſolchen Sünderin herniedergeſchlagen hätte. Dich, Dich liebte ſie — daß weiß ich — Dich und den Moscowiter — aber mich . . ." Er vergaß ſich und brach in ein wildes Geheul aus: „Rache an ihr, Rache!"

Reinhold grauſte es. — War das ſein Bruder noch, der harmloſe Rennomiſt, der etwas lederne Candidat der Theologie? der finſtere, ſchreckliche Mann?

„Meine Spione umgeben ſie. . . . O, die Pfarrergilde kann ſchon Etwas. . . . Wehe ihr, thut ſie einen Fehltritt. — Ich wache!" Er ſtand auf und wandte ſich zum Gehen. „Morgen früh hol' ich Dich ab, Reinhold."

Reinhold Lenz aber fuhr noch in derſelben Nacht Hals über Kopf mit Extrapoſt aus Baſel.

Von der nächſten Station aus ſchrieb er folgende Zeilen an Herrn Saraſſin:

„Theuerſter Freund und Gönner!

Verzeihen Sie tauſendmal, daß ich ſo ohne Abſchied von Ihnen, ſowie Ihrer Frau Gemahlin, ſcheide, aber einem entſetzlichen Schickſal zu entgehen, reiſe ich noch in dieſer Nacht nach Weimar. Dort habe ich Einen, der ſich Goethe nennt, und mir freundlich gewogen iſt — er wird mir ſchon helfen. Mit Geld bin ich vor der Hand verſehen, da ich das Honorar für meine letzte Comödie faſt noch ganz beſitze.

Baldigſt mehr. Ihr ergebenſter
Lenz."

XI.

Weimar.

Die Sonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Bäume des „welschen Gartens." Hier und da sang noch ein Vogel — in den seltsam formirten Beeten leuchteten viel tausend duftige Blumen. Die Luft war kühl und angenehm.

Von „der Schnecke" her kam eine glänzende Gesellschaft Herren und Damen.

Voran schritt eine kleine, graciöse Dame, gesetzten Alters, aber mit einem noch immer schönen, geistigen Antlitz — neben ihr zur Linken ein mißgestaltetes, koboldartiges Wesen in phantastischem Putz. Es war die Herzogin Amalie mit ihrer vertrauten Hofdame, der Göchhausen. Zu ihrer Rechten aber tänzelte etwas affectirt eine schmale, ältliche, einäugige Gestalt in gewählter Kleidung, Wieland — der gewesene Erzieher des Prinzen, der jetzige Freund der Herzogin. Hinter diesen trieb sich die andere Gesellschaft, Damen und

Herren, in bunter Menge her. Einer der Letzteren im blauen Frack mit gelben Knöpfen, Lederhosen und Stulpenstiefeln, war auffallend markig gebaut. Sein Zopf fiel über einen kräftigen Nacken; seine Manieren waren soldatisch derb und paßten seltsam zu dem romantischen, empfindsamen Costüm: Carl August. Der neben ihm gehende hatte einen aufgeschlagenen Jagdrock an, und trug ebenfalls Stiefel mit Sporen. Sein Wesen war ungebunden, aber doch von einer unnachahmlichen Eleganz. Es war der Geheime Legationsrath Wolgang Goethe, die Sonne von Sachsen-Weimar. Um diese Beiden herum schwärmten nun die anderen Lichter und Sterne. Einsiedel, Seckendorf, Bertuch, Musäus, Frau von Stein, die Gräfin von Werther, Fräulein von Laßberg und noch manche andere edle Geister und holde Frauen.

„Die Göchhausen hat ihr Strumpfband verloren!" rief plötzlich der Herzog, laut auflachend, „das giebt einen ‚unendlichen' Spaß." Er hob dasselbe auf und steckte es sorgfältig ein. „Der Wieland und das Fräulein Thusnelda müßten, bei Gott! ein Paar werden — sonst nimmt sie doch Keiner mehr. Ein Anderer müßte beide Augen zudrücken, wenn er hingegen nur eins zudrückt, so ist das schon übrig genug. Was wird er für ein Auge machen, wenn er heute Abend dies Liebeszeichen mit ein paar zierlichen Worten auf seinem Tische findet."

„Erinnern Sie sich noch," lachte Goethe, „wie ich der Göchhausen, „dem Dämon," das Licht ausblies und

er im Dunkeln seine Stubenthür nicht finden konnte, die wir hatten vermauern lassen?"

„Ja wohl!" rief der Herzog. „Wir staken in der Nische an der großen Treppe und hörten zu, wie sie an der Wand hintastete und herfuhr und wieder kratzte, um das Schloß zu finden. Ich bekam eine Gänsehaut über die andere. Es hörte sich ganz schauerlich an. Zuletzt stöhnte sie kläglich auf und rannte, wie von unheimlichem Schauer gepackt, von dannen. Ha, ha, ha! Und die Augen, die sie machte, als der Einsiedel mit Licht kam! ‚Unendlich! Unendlich'!" Und er schüttelte sich vor Lachen.

„Sie gehen aber auch zu bös mit der Göchhausen um," sagte das blasse Fräulein von Laßberg zu seiner Nachbarin.

„Pah!" lachte die Gräfin von Werther, „weshalb ist sie auch so mißgeschaffen und boshaft. Ich gönne ihr jeden Streich von Herzen. Weshalb hat sie auch eine so bittere Zunge. Weil sie selbst so häßlich ist, kann sie uns schöne Frauen nicht leiden."

„Mir sagte sie vor einigen Tagen," warf Frau von Stein hin, „daß ich mit Ihnen, liebe Werther, im Namen tauschen sollte."

„Wie so?" fragte diese.

„Nun, die Auflösung lag auf der Hand. Weil mir der Legationsrath Goethe huldigt, meinte sie, sollte ich Gräfin Werther heißen, und weil Ihnen der Bergrath Einsiedel den Hof macht, sollten Sie sich Frau von

Stein nennen, da dies beſſer mit ſeiner Beſchäftigung harmonire."

„Unerträglich!" ſtampfte die reizende Gräfin. „Ich gehe über ſie noch nach Afrika."

Die Geſellſchaft trat auf einen grünen Raſenplatz. Unter einigen Bäumen her ſchritt in der Abenddämmerung eine mittelgroße, ſchlanke Figur in dunkler, einfacher Reiſekleidung. Sie richtete ihre Schritte nach der fröhlich lachenden Schaar hin.

„Kennen Sie den Menſchen dort, lieber Wieland?" fragte die Herzogin Amalie.

„Die Geſtalt iſt mir gänzlich unbekannt," erwiederte der Gefragte.

Aber noch waren die Worte nicht beendet, da flog Goethe an ihnen vorüber in einigen Sätzen über den Raſen hin und drückte den Herkommenden an's Herz.

„Der Herr Geheime Legationsrath ſcheint ihn zu kennen," ſagte die Herzogin und, ſich umwendend, zu ihrem Sohne: „Wer iſt der Fremde?"

„Wir ſchweben Alle noch in derſelben Ungewißheit, wie Sie, gnädige Mutter," erwiederte der Herzog.

„Vielleicht iſt es der Baſedow," flüſterte die Göchhauſen. „Gott ſteh' uns bei," und ſie ſuchte nach ihrem wohlriechenden Fläſchchen.

Der Herzog trat zu Muſäus.

„Wenn's der Baſedow iſt, dann wird aber ein Tabaks-Colleg geſtiftet, wie beim ſeligen Preußenkönig. . . ."

„Werden Sie die Dame Göchhauſen nicht auch

einladen, durchlauchtigſter Herr?" lachte die ſchöne Werther. „Die Tabackspfeife iſt ja die ſtete Zugabe gewiſſer Prophetinnen."

Um die Lippen Thusnelda's kräuſelte es ſich — aber ihre Erwiderung ward durch die Ankunft Goethe's und ſeines Freundes abgebrochen.

„Ich ſtelle Eurer Durchlaucht hier den genialen Reinhold Lenz, den Verfaſſer mehrer guten Theaterſtücke, vor, die ihn in die erſte Reihe der jetzt lebenden Dichter ſtellen."

„Seien Sie uns willkommen hier in Weimar!" rief der Herzog, auf ihn zutretend. „Keinen beſſeren Fürſprecher Ihres Werthes können Sie bei uns finden, als den Legationsrath Goethe. Uebrigens ſind Sie uns ſchon lange geiſtig bekannt — und wir danken Ihnen, daß Sie uns auch die Bekanntſchaft Ihres äußeren Menſchen bieten."

Lenz verbeugte ſich und redete einige Worte, die beſcheidentlich das Geſagte von ihm abwenden ſollten, aber ſie klangen beinahe wie Anmaßung.

„Heute Abend iſt in meinen Gemächern ein kleiner Cirkel kunſtliebender Perſonen verſammelt," ſagte die Herzogin Amalie, „wir überlaſſen es dem Herrn Doctor Goethe, Sie mitzubringen."

Der Herzog bot ſeiner Mutter den Arm. Die Geſellſchaft ſchritt dem „Fürſtenhaus" zu.

Goethe blieb mit ſeinem Gaſt zurück.

Denſelben Abend gewann Reinhold noch die Herzogin Amalie, die keineswegs von ſehr empfind-

samer Gemüthsstimmung war und auf „Belvedere“ gar ungenirt, wenn ihr die Lust ankam, die derbsten Studentenlieder absang. Sie fand Wohlgefallen an dem gewandten, blonden Menschen, der sich auch in diesem Kreise gab, wie er war: feurig und geistreich-treffend. Er war ein Genie, doch nie hatte er sich betragen, wie es sonst die Bedeutung des Wortes in dieser Zeit mit sich brachte. Goethe hatte viel mehr getollt, hatte in viel größerem Maße die Manieren des Genies adoptirt, ja, noch sogar in der ersten Zeit zu Weimar. Zwar waren sie Beide nicht in Lumpen gegangen oder hatten Blut getrunken — daß den Menschen nur beim bloßen Anblick des Genies ein Grauen überrann — ein Grauen des Abscheues.

Spät Nachts saß Goethe mit seinem Freunde noch in seinem Schlafgemache wach.

„Scheinst Dich ja ziemlich fest eingenistet zu haben hier im Herzogthum,“ sagte Reinhold. „Sitz im Staatsrath und 1200 Thaler Gehalt — 's ist ganz anständig.“

„Meinetwegen hab' ich's wahrlich nicht gethan,“ erwiderte Goethe, „nur um dem Herzog den Willen zu thun. So ganz und gar wie er sich an mich attachirt hat, wär's Unrecht von mir gewesen es abzulehnen — und sonst war meine Stellung an diesem Hofe unhaltbar.“

„Hm,“ meinte Lenz, „vielleicht ist's der erste Schritt

zu der Himmelstreppe — zum Thronhimmel, — Wer kann das wissen! Nach zehn Jahren regierst Du das Land am Ende so gut, wie der Herzog."

Goethe starrte vor sich nieder.

„Sprich nicht davon," sprach er dann, „ich mag nicht gern an so etwas denken — und besonders jetzt nicht."

„Weshalb? Sonst reden die Menschen doch gern von zukünftiger Größe."

„Habe jetzt andere Gedanken, die mich ganz und gar bemeistern."

„Hast Du ein Lieb in Weimar?"

Goethe blickte Reinhold mit seinen magischen Augen leuchtend an.

„Sie ist die Gattin eines Andern — aber ich liebe sie — und sie entgegnet meine Liebe"

„Unwiderstehlicher!" lachte Lenz. „Die Weiber müssen ja rein in Dich vernarrt sein — von Kindesbeinen an. Grethchen, Käthchen, Riekchen, Lottchen — ein ganzes Schock, so war ich ehrlich bin. Wer ist denn die Neue?"

„Du hast sie heut' Abend schon bei der Herzogin gesehen. Sieh hier, Ihr Bild."

Er trat mit dem Leuchter an den Schreibtisch und wies auf ein dort befindliches Portrait.

„Die Baronin von Stein!"

Und Reinhold las die Worte, die Goethe unter das Bild geschrieben hatte:

„Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen,

wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck."

„Und Lili auch schon so bald vergessen?" flüsterte Lenz.

„Laß sein," sagte Wolfgang. „Die Andere verdiente es nicht anders — doch diese hier — eine Göttin! Weil ich sie nie völlig besitzen werde, werde ich sie stets lieben. Nichts kühlt mehr ab als Befriedigung."

„Seit wann stehst Du in einem Verhältniß mit der Baronin von Stein?" sagte Lenz.

„Ich liebte sie, da ich sie noch nie gesehen hatte. In Pyrmont zeigte mir Zimmermann ihr Bild und es machte mir drei schlaflose Nächte," sagte Goethe.

„Seltsam, sich in ein Bild zu verlieben."

„Sie ist Mutter von sieben Kindern — eine gute Mutter. Ich sehe ziemlich klar und bin auch aufrichtig. Sie ist kein junges Mädchen mehr — ja, sie ist sogar einige Jahre älter als ich, und dennoch — ich werde niemals aufhören, sie zu lieben!"

„Glaub's Goethe. So 'n junges Geschöpf konnte Dich auch nicht dauernd fesseln, so 'n Mädchen, so 'n unerfahrenes Ding, — Dich muß ein Weib beherrschen. Ja, Goethe, hättest die Friederike nicht so unglücklich machen sollen, nicht so erbarmungswerth vor Gott und den Menschen."

„Was sagst Du?"

Lenz konnte sich nicht versagen, ihm einige Stiche zu versetzen, ihm seine Liebesgluth zur Stein mit etwas Fegefeuer zu vermengen.

„Nun, die Sesenheimer Friederike — sie zehrt sich auf in Liebe zu Dir. Es ist ein rechtes Elend im Pfarrerhause. Gott woll's gnädig wenden! Wie Du hier die Baronin stets um Dich hast, hat sie Dein Bild in ihrer Kammer hängen und wäscht die Dielen davor mit ihren Thränen."

„Warst Du dorten?"

„War dorten; wollt' lieber, ich wär's nicht gewesen. „Goethe," seufzt sie früh und spät, oder „Wolfgang", und singt Deine Lieder. Ach, kommst Du niemals wieder dorthin?"

„Wer weiß."

„Ha, ha!" lachte Lenz dumpf vor sich hin „möchte wohl dabei sein, wenn Du wieder hinkämst nach dreißig Jahren und Deine Jugendliebe fändest, gelb und verrunzelt, hinhumpelnd am Krückstock, zahnlos — und der Mund bebt und zittert und die Stimme ist matt und widrig. Möcht' wahrlich dabei sein!"

Goethe schüttelte das Haupt.

„Laß mir meinen frischen Sesenheimer Hauch im Herzen. Es war doch schön dorten . . ."

„Ach, die arme Cornelia," seufzte Reinhold, der sich nicht bändigen konnte, trübe Erinnerungen zu erwecken.

„Du hast an ihrem Sterbebette gestanden? Erzähle mir davon. Arme, arme Schwester!"

„Du hast Recht, auch der Schmerz hat seine Wonne.

Sie war, wie Du weißt, jung, frisch, blühend, gesund, — sie hatte Augen wie der Himmel, ein Herz wie der Frühling und Gedanken wie die Engel. Ihr Gatte liebte sie und sie liebte ihn noch mehr. Da kam sie nieder mit einem Kinde, sag' ich Dir, wie es die Feen nicht besser haben können —, aber seit sie das Kind hatte, ging's zu Ende mit ihr. Das kann ich mir noch ganz deutlich erinnern. All' ihr Leben, ihre Schönheit, was sie besaß, gab sie dem Kinde. Ich wollte, sie hätte keins bekommen und lebte noch. Sie gab's dem Kinde, sag' ich, und siechte dahin. Den 8. Juni war's, da saß sie im Sessel am Kamin gekauert, ein welkes, mageres Ding, — die Haarflechten lagen dünn um die eingefallenen Schläfen, hohläugig blickte sie und hielt mit den langen Fingern ihr Kind umklammert. Heiser waren ihre Worte und häßlich gesprochen. Draußen blühten die Blumen, sangen die Vögel — innen starb Eine. Helf Gott! sie hätte beinahe mit den starren, zusammengekrallten Fingern das Kind zu ihrem Kollegen gemacht. . . . Sie starb."

Goethe saß in sich versunken da, es durchschauerte ihn fröstelnd.

„Wir wollen zu Bett gehen", sagte er. „Hier neben habe ich Dein Zimmer zurecht machen lassen. . . Gute Nacht."

„Schlaf' wohl!"

Reinhold hatte wieder einmal eine wache Nacht. — Er sah Wolfgang groß in der Zukunft, sich so winzig klein.

Einige Tage später gab der Herzog einen Ball. Was Weimar Schönes und Edles besaß, war dazu eingeladen. Was lachten da für schöne, herrliche Gesichter, was leuchteten für Augen- und Ordenssterne, was flüsterten für üppige, schwellende Lippen! Außer den schon bekannten Damen strahlten noch einige andere: die Herzogin Louise, die Gemahlin Karl Augusts, Charlotte von Kalb, Amalie von Kotzebue und Corona Schröder, „die marmorschöne und marmorkalte" Liebhaberin der Weimarschen Bühne, die Goethe von Leipzig aus hergezogen hatte.

Von Herren sind noch zu nennen: Bode und Knebel, von denen Ersterer sich durch Uebersetzung des Smollet, Letzterer durch die des Lukrez und Properz verdient gemacht hatte.

Es ging hoch und lustig her.

Goethe unterhielt sich viel mit dem blassen Fräulein von Laßberg und nur im Vorübergehen tauschte er mit der Frau von Stein einige glühende beredte Worte. Der Herzog wer stets im Schatten der Gräfin Werther zu finden, während seine Gemahlin ziemlich still neben der Herzogin Mutter saß.

In einer Fensternische stand Wieland mit Lenz.

„Sie tanzen nicht?" fragte Ersterer.

„Nein", erwiederte Reinhold, „ich habe kein Geschick dazu. Zwar muß es ein ganz wonnig' Gefühl sein mit so einem üppigen Weib dahinzurasen, daß man glaubt, sie lodere einem unter den Händen auf."

„Recht, recht," stimmte ihm der Andere bei. „Sehen

Sie nur unseren Heros dorten an — ist's nicht was Großartiges? Und dennoch gar nichts gegen sein früheres Tanzen; das war noch wüthiger. Blitz! der Laßberg geht ja der Athem aus — ihn kümmert's nicht. Und Schlittschuhlaufen, die Klopstocksmanie, das war nun gar seine Passion. Nachts auf dem Schwanenteich herumzufahren bei Musik und Feuerwerk, das war was für ihn! Doch seitdem er decidirt ist, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger Ergebenheit und aller Weltklugheit aufgeführt.*) — Excusez," brach Wieland plötzlich ab, „die Herzogin winkt mir." Und mit einem freundlichen Nicken ging er dem Winke nach.

Lenz blieb allein in der Fensternische zurück.

Da tanzten sie noch immer, die schönen, graziösen Herren und Damen; wie funkelten Augen und Juwelen, wie rauschten die Kleiderstoffe, wie wogten die Locken! Ein schöner, taumelnder Rausch.

In einzelne Gruppen hatten sich die Paare endlich aufgelöst.

In einer Ecke des Saales saßen und standen fröhlich scherzend und plaudernd Goethe, Frau von Stein, Gräfin Werther, Lenz und Bertuch.

Plötzlich trat der Herzog hinzu.

„Es ist wieder etwas ‚Unendliches' im Werke," flüsterte er; „wenn Sie es mit ansehen wollen, so lade

*) Wieland in seinen Werken.

ich. Sie ein. Folgen Sie mir, aber einzeln nach der Thüre zum kleinen Saal, denn es braucht es eben nicht Jedermann zu wiſſen."

Nach und nach verſchwanden die betreffenden Perſonen — an dem Saal erwartete ſie der Herzog.

Er wies auf eine Seitenthüre.

„Hier drinn iſt nämlich der Wieland und die Göchhauſen. Eine ſüperbe Liebesſcene von meiner Veranſtaltung. Kommt, eh' es zu ſpät wird!"

Er ſchlich auf die Thüre zu und hob die Portiere etwas empor.

Fünf neugierige Köpfe ſtreckten ſich darnach aus und fuhren kichernd zurück.

Sie ſchauten in Wahrheit eine ‚ſüperbe' Scene.

Wieland ſtand mit einem halbgebeugten Knie vor der verwachſenen Hofdame, das bewußte Strumpfband hoch emporhaltend und ſie blinzelnd betrachtend.

„Es gehört mir, das kann ich nicht leugnen," ſagte die Göchhauſen. „Aber für Ihre Hände war es wahrhaftig nicht beſtimmt."

„Lag es doch aber mit dem reizendſten Billet-doux, worin Sie mich hierher beſtellten, auf meinem Pult. O Thusnelda! Träfen unſere Gefühle zuſammen!"

„Gott ſteh' mir bei!" lachte die Hofdame. „Sie werden doch nicht. . . . Ha, ha, ha! Denken Sie noch Amadis zu ſein?"

„Ich bin Wieland."

„Weiland mögen Sie Wieland geweſen ſein, das

heißt ein Dichter, doch jetzt sind Sie ein Arlequin geworden."

„Ausgezeichnet!" flüsterte der Herzog.

„Er spielt 'mal wieder Komödie — wo er stets den Kürzesten zieht," sagte Goethe zu Lenz.

„Hört," wisperte die Werther, die mit ihrer rechten Wange dicht neben der Reinholds lag.

Wielands Gesicht wurde zum süßesten der Welt.

„O Thusnelda, edle Göchhausen, Ihr Strumpfband wird auf meinem Herzen fortan seinen Ruheplatz haben und wird mir allda erzählen . . . ."

„Unleidlicher!" rief die Hofdame, „ich mag Nichts mit Ihnen zu thun haben. Adieu!"

Sie eilte der Thüre zu und prallte bei dem Anblick der unerwarteten Zuschauer entsetzt zurück.

Wieland, der hinter ihr herglitt, breitete schützend seine langen Arme aus.

„Bravo! Bravo!" rief der Herzog und der Chorus stimmte lachend mit ein.

Lenz blieb längere Zeit in Weimar, eigentlich war er mit dem festen Vorsatz von Basel abgereist, nach Petersburg zu gehen, aber es gefiel ihm an der Ilm.

Er war jetzt mehr wie je mit Goethe zusammen und sah mit jedem Tage mehr seine Größe ein, aber auch mit dieser seine eigene. Der alte Rivalismus loderte wieder auf in seinem Herzen. Nun fühlte er

auch den Staatsmann in sich erwachen. O, weßhalb war der Goethe kein Feldherr, er hätte ihm da erst recht den Rang streitig gemacht. Hier war er die rechte Hand des Herzogs, hoch angeschrieben bei dem ganzen Hofe, thätiges Mitglied im Staatsrath, des schönsten Weibes Geliebter — Alles in Allem, „ein ganzer Mann." Er aber war wieder nur der Trabant dieser Sonne — verschwand spurlos neben ihr. — Noch nicht 'mal nach einer Weiberhand konnte er die seine ausstrecken — sie standen so hoch über ihm und so viele andere Sterne leuchteten, daß sein Lichtlein traurig im Winde bebte. Mit jeder Stunde schwand der Reiz der Neuheit mehr von ihm, und je mehr dieser schwand, je unbeachteter stand er da. Die Gräfin Werther, die Stein sprachen schon längst keine Silbe mehr mit ihm, und nur hier und da begünstigte ihn das Fräulein von Kotzebue, unterhielt sich die Laßberg mit ihm. Die Herzogin Amalie blieb sich stets gleich — sie war immer freundlich und mild. So war sein Verhältniß den Frauen gegenüber. Die Männer betrachteten ihn als eine Art Curiosum. Ein nicht unbedeutender Dichter, ein verrückt gewesenes Genie, welches in seiner Verrücktheit Schuster geworden, war nichts so Alltägliches — und der Herzog, sowie Goethe hielten Etwas auf ihn.

Reinhold Lenz beschloß, sein Glück einmal wieder in toller Laune auf eine Karte zu setzen; entweder wollte er ganz der Mittelpunkt sein — oder gar Nichts.

Goethe saß an seinem Arbeitstisch.

Lenz ging heftig in der Stube umher, — es gährte wild in seinem Innern.

„Wolf," sagte er, plötzlich dicht vor Goethe stehen bleibend, „Wolf, auf ein Wort!"

„Ich höre," erwiederte dieser und legte die Feder weg.

„Hast Du Lust, noch länger diese Hofluft hier zu athmen?"

„Sie bekommt mir bis jetzt noch ganz gut."

„Ich würde an Deiner Stelle auf Reisen gehen, meinetwegen nach Paris; hier ist bei alledem kein rechtes Feld für Dich. — Ich bitte Dich, Wolf, geh' fort von hier."

„Du setzest mich in Erstaunen."

„Willst Du zum Fürstenknechte werden? Du, der freie Frankfurter Patriziersohn?"

Goethe lächelte.

„Viel hundert Gimpel pfeifen das Liedlein — willst Du Dich auch zu ihnen schlagen?"

„Wenn's nöthig ist, ja. Sieh', ich ja habe Nichts gegen die Fürsten, aber daß Du gerade, Du, der große Dichter, Dich in solche Ketten giebst, bringt mich auf."

„Ketten? Ich bin frei, wie ich nie gewesen, in diesen Ketten."

„Wenn ein Anderer an Deiner Stelle ständ', würden die Leute ganz die Mäuler halten, aber Du, Du — das ist die Sache. Sie wittern was zu Mächtiges in Dir. Geh' nach Paris, Wolfgang!"

„Die Pariſer Sonne gefällt mir nicht.“

„Wolfgang, ich bitte Dich, geh' fort von hier!“

„Ich kann Dich nicht begreifen, Reinhold.“

„Mich nicht begreifen? ... Nun ſo begreif's denn; der Lenz will Dich fort von Weimar haben, um Deinen Platz einzunehmen!“

„Ha!“

„Springſt Du auf? Packt's Dich? Hm, der Lenz will auch was ſein, will auch 'was haben. — Meinſt Du, Dir blühte allein der Lorbeer? Der Geheime Legationsrath Lenz kann gewißlich eben ſo viel, wie Du als ſolcher. Hier liegt's eben nur am Titel. Neben Dir bin ich hier ein Nichts, ſteht der Bode, der Seckendorf hoch über mir; biſt Du erſt weg, ſo bin ich der Gott hier — mir huldigt man — und ich regiere! Alſo — thu' mir die Liebe an und geh'!“

Lautlos ſtarrte Wolgang ihn an.

„Menſch, jetzt begreif' ich Dich!“ ſagte er endlich. „Und doch iſt's mir noch halb ein Räthſel.“

„Ich verlange nur von Dir, was billig. Gleichberechtigt bin ich mit Dir, Hans Wolfgang Goethe, bin ein eben ſo großer Dichter wie Du, wenn nicht ein noch größerer; aber Dir mußte ich weichen, denn durch finſtere, dämoniſche Mittel drängteſt Du mich zurück, ließeſt mich umgarnen von der verführeriſchen Pfarrerstochter in hoffnungsloſer Liebe, hetzteſt die Allräunen auf meinen Weg, daß ſie mich verrückt machen ſollten durch ihr Gekreiſch und ſandteſt mir den „Götz.“ Ha, was iſt der „Götz“ gegen meine „Katha-

rina von Siena", das Riesenfragment. — Wehe mir! — Er wird mir's nicht glauben, denn in meinem Wahn macht' ich den Emmendinger Gassenjungen Schiffchen davon und — hi, hi! — schöne Schiffchen — rare Schiffchen — Und nun Alles dahin!"

„Erbarmungswürdiger!" stöhnte Goethe.

„Willst Du mir weichen? Willst Du?"

„Ich . . . Dir?"

„Willst Du? Sprich Ja oder Nein!"

„Nun denn: Nein! . . . Armseliger Egoist, Du bist gränzenlos elend — aber die doppelte Unsterblichkeit über Dich aufopfern — es wäre zu viel!"

Reinhold knickte in die Kniee.

„So bin ich verloren!"

Goethe stand groß und erhaben vor ihm.

„Du bist verloren, Reinhold Lenz! — So, wie so!"

Lenz erhob sich und wankte schweigend hinaus.

Denselben Abend verabschiedete er sich noch bei der Herzogin Amalie und ihrem Sohne, da empfangene Briefe ihn weiter riefen.

XII.

Die Husarewsky'sche Truppe.

Der andere Morgen sah Reinhold schon auf der Landstraße. Wie er aus Straßburg gezogen war, sein Bündel auf dem Rücken, so zog er jetzt aus Weimar — und doch wie verschieden! Damals hatte er ein Ziel vor Augen, wußte er, wo er sich ausruhen konnte von der Wanderung, jetzt aber hatte er keinen Herrn Sarassin in der Nähe, kein Emmendingen lag auf seinem Pfade, wo gute Menschen ihn aufnahmen, und keine Nüsse klapperten in seinem Sack, die ein mitleidiger Hauptmann Mary ihm geschenkt. In seinem Hirne aber klapperte es lustig und toll und knackte und hackte es nach Noten. Er hatte sich selbst wieder einmal aus einem Paradies verstoßen in häßlicher Selbstüberhebung. Sah er es denn immer noch nicht ein, daß er nur ein nichtiges, erbarmungswürdiges Geschöpf, ausgeschlossen war aus dem Kreise der Glücklichen, aus den Hallen des Ruhmes, daß die Natur ihm sein Genie nur verliehen, um ihn damit zu Grunde zu richten, daß er

von einem widrigen Schicksal durch das Leben gehetzt wurde, wo Andere ruhig und zufrieden über Rosen hinwandeln, daß er eben zu nichts Anderem gut war, als zum „Wurmgericht".

Mit sich selbst in Zwiespalt, auf Gott und die Menschen hadernd, schritt er langsam schlendernd die Landstraße entlang, — hatte er doch nichts zu eilen; wo er hinwollte, kam er immer noch früh genug an. Ohne Plan, ohne Zweck ging er dahin; war er selbst doch am Ende zwecklos.

Ueberall verkündigte sich der Herbst. Die Bäume standen in gelblichem Scheine halb entblättert da, Schaaren schreiender Vögel durchschnitten die Luft, bleiche Nebel lagerten auf der Landschaft und umgaben die Tannengruppen, die zu Zeiten sichtbar wurden, mit einem bläulichen Dufte. Es zog ihm feucht durch die Brust bei diesem Anblick. In einzelnen Streifen schien die Sonne durch die grauen regnerischen Wolken.

Gegen Mittag ließ sich Reinhold auf einen Wegstein nieder, zog ein Stück Brot und ein Stück übelduftenden Knoblauch hervor und hielt sein Mittagsmahl.

Ein seltener Geschmack, aber so recht nach seinem Gaumen. Er biß herzhaft zu und sagte dabei sarkastisch die Worte vor sich hin, die in seinem Pandaemonium germanicum zu lesen sind: „Tugend ist der Müh' nicht werth, Kunst und Wissenschaft machen elend."

Elend, daß man auf einem Wegstein ein Stück Knoblauch als Mittagsessen kaut.

Er hatte aber wirklich kein Geld mehr, um vielleicht

Fasanen speisen zu können, er war wirklich ganz ausgebeutelt.

Es war dunkel geworden, als Lenz in dem Städtchen Blankenhain ankam und in dem dortigen Wirthshaus einkehrte.

Er beschloß, sich dorten einige Zeit aufzuhalten, um ein Schauspiel: „Die Algierer", zu schreiben, wodurch er seine Kasse wieder zu füllen gedachte, bis dahin aber die Werthsachen, die er noch besaß, dem Wirthe in Versatz zu geben.

Von keinem Menschen bemerkt, ließ er sich im oberen Stock ein Zimmer anweisen.

Ermattet sank er in einen Ledersessel und schloß die Augen. Wunderliche Gebilde zogen an seiner Seele vorüber, Bilder aus Weimar. Noch einmal schaute er Alles mit den Augen des Geistes, was er jüngst leiblich geschaut. Und noch viel mehr schaute er: Die alte, liebe Herzogin Amalie, Karl August, seine Hof-Cavaliere, viele schöne glänzende Damen, alle Gelehrte, die ganze Welt, Sonne, Mond und Sterne, der Herrgott selbst mit seinen Herrschaaren beugten sich tief vor einer heidnischen Göttergestalt, die auf der Brust einen schimmernden Stern trug, und dieser Stern war eine schöne, schimmernde Welt. — Kalt und gemessen stand der Göttergestaltete da und lächelte nicht einmal. Alles stand in Bewunderung, nur er, Reinhold Lenz, duckte sich nicht vor ihm, er wandte ihm den Rücken und spuckte aus, da erblaßte der Gott und — und — —

Als Reinhold die Augen wieder aufschlug, war die

Kerze weit heruntergebrannt, ſeine Uhr war ſtehen geblieben, — allem Anſchein nach mußte es ſpät Nachts ſein. Er ſtand auf, um ſich zu entkleiden.

Neben ſich im Zimmer hörte er ſprechen. Erſt achtete er nicht darauf, aber plötzlich wehte es ihn mit ſo heimlichen Klängen, mit einer ſo bekannten Stimme an. Glühend ſtrömte ſein leicht erregtes Blut bei dieſen Klängen durch die Adern, zitternd beugte er ſich an der Thüre nieder und lauſchte.

„Es iſt wundervoll," ſagte eine weiche Weiberſtimme; „ich kann nicht fertig werden, an meiner Rolle zu lernen. Höre nur, Minna: Ach, ich kann den Himmel, den ſchönen, weiten Himmel nicht mehr anſehen, ihr keuſchen, harmoniſchen Sterne! Keuſch, lieber Brand, warum ſagen die Dichter die keuſchen Sterne? — Heiliger Ausdruck, ich konnte dich fühlen. Ihr keuſchen Sterne, ſilberner, blaſſer Mond, leuchtet, ihr leuchtet einem unkeuſchen Weibe Angſt in die Seele. — Brand, iſt das der Polarſtern?"

Es war eine Stelle aus Reinholds „Leidendem Weibe", und meiſterhaft vorgetragen.

„Und ich werde Julchen ſpielen", ſagte eine zweite Stimme, und dann declamirend: „Franz, willkommen, Franz, und tauſendmal!"

„Reinhold! Reinhold!" ſeufzte es drinnen.

Da konnte er ſich nicht länger halten, er mußte Gewißheit haben. Er drückte auf die Klinke, die Thüre ſprang auf, er trat in ein kleines Boudoir.

Erſchreckt flüchtete eine ſchlanke, leichtgekleidete

Mädchengestalt vorüber, — mit einem fremden Antlitz .... Aber da — am Toilettentischchen, da saß sie, das schöne Haupt mit den langen, schwarzen Locken in die Hand gestützt, matt beschienen von der dämmernden Lampe, Käthchen Bossurin.

„Käthchen!" rief er, „Käthchen, bist Du's wirklich?! O, Du bist's! Du bist's! Nun will ich all mein Unrecht an Dir gut machen!"

Erst starrte ihn das Dorpat-Käthchen lange verwunderungsvoll wie im Traume mit seinen großen, fragenden Augen an, als er aber seine Worte nochmals wiederholte und schwor, und sie dabei flehend anblickte, da begriff sie erst den Augenblick.

Tief beugte sie sich zu ihm nieder, schlang ihre schwellenden Arme bestrickend um seinen Hals und drückte einen langen, schmelzenden Kuß auf seine Lippen. Ihre Haare fielen zerstreut um ihn herum.

Lange sprach Keines ein Wort.

Neugierig war Käthchens Freundin näher getreten, ganz sachte und leise, denn ein unbeschreibliches Gefühl beschlich sie bei dem Anblick, sie fürchtete, ihn mit dem leisesten Athemzug zu stören.

Ein kurzer dithyrambischer Taumel der Freude folgte.

Ob Reinhold Katharina Bossurin schon längst geliebt hatte — ?

„Wie kommst Du aber hierher, was machst Du hier?"

„Bin tragische Heldin beim Husarewsky. ... Der Förster ist auch hier."

„Georg! Wo ist er? Ich will zu ihm!"

Es schlug Mitternacht. — —

„Sie werden noch unten sitzen in der Gaststube. Wir wollen hinunter gehen. — Komm' mit, Seidlerin," wandte sie sich an ihre Gefährtin.

„Wer ist der Mann, Katharine?" flüsterte diese.

Feierlich ergriff Käthchen den endlich Empfangenen bei der Hand, führte ihn im Zwielicht der Lampe vor Minna Seidler hin und sagte langsam und gehoben: „Es ist Reinhold Lenz."

Und mit dem fremden Schauergefühl, das nur die Nähe des Genies erweckt, senkte die Schauspielerin den Kopf.

Unten in der Wirthsstube saß der Director mit seiner Frau und zwei Herren, die Schach spielten; an einem anderen Tische lehnten noch einige schlafende und schlaftrunkene Schauspieler, die Arme und Köpfe auf die Platte niedergesenkt oder mit entflammten Augen in das Licht starrend.

Die Thüre ging auf und Reinhold stürzte herein, gefolgt von den beiden Frauen.

„Georg!" rief er, „Georg! seh' ich Dich endlich wieder!"

Der Eine der Schachspielenden fuhr empor und warf einen kurzen, erstaunten Blick auf die Gestalt vor ihm.

„Lenz!" schrie er dann jubelnd und fiel ihm um den Hals.

„Lenz! Es ist Lenz! Es ist Reinhold Lenz!"

Empor ſprangen bei dieſem Namen Huſarewsky und ſeine Frau und empor taumelten auch von ihren Sitzen die verſchlafenen Anderen, denn Reinhold Lenz war als großer Dichter in dieſen Kreiſen berühmt.

Sie räumten ihm den Ehrenplatz ein zwiſchen der Directrice und Käthchen; ſie rückten die Punſchterrine vor ihn hin und er mußte trinken.

„Wo kommſt Du her?“ fragte Förſter.

„Aus dem deutſchen Athen,“ erwiderte Reinhold, „wo Halsbinden und Unterröcke Athenienſer machen.... Ich komme aus Weimar.“

„Und gehſt? . . .“

„Wohin gedenken Sie zu gehen, Herr Director?“ wandte ſich Reinhold an dieſen.

„Ich habe einen weiten Weg vor mir,“ entgegnete Huſarewsky, „von Blankenhain nach meiner Vaterſtadt Königsberg.“

„Königsberg, — da iſt es ſchön. Meine Studentenzeit! Und das Meer.... Mein curiſches Haff! — Ich gehe mit nach Königsberg.“

Lächelnd blickte ihn Käthchen an.

Der Director verneigte ſich, indem er ſagte: „Es wird mir eine große Ehre ſein, mit dem Verfaſſer des „Hofmeiſters“ zu reiſen.“

„Sie verſtehen mich falſch, Huſarewsky,“ lachte Reinhold, ſein Compliment durch ein fratzenhaftes erwidernd. „Ich gehe mit Ihnen und bin äußerſt geſchmeichelt, daß Sie mich überhaupt nicht zum Tempel hinauswerfen. Ich gehe mit Ihnen, Director, aber

unter fünf Thalern monatlicher Gage thu' ich's nicht, so viel brauch' ich zu meiner Durstbefriedigung."

Erstaunt sah ihn Husarewsky an.

„Ich bin äußerst unglücklich," sagte er verlegen, „aber das Heldenfach ist schon besetzt. Förster müßte dann abtreten."

Reinhold lehnte in seinem Stuhl und lachte Thränen.

„Förster braucht nicht abzutreten und ich kann doch eintreten, oder habt Ihr etwa keinen Kerl nöthig, der die Lampen putzt, Kleider rein macht, Rollen abschreibt und dergleichen Dinge verrichtet? Seht, so will ich Einen abgeben und wenn's Noth thut, auch 'nen Bedienten spielen in meinen Stücken für fünf Thaler Gage. Könnt Ihr noch mehr verlangen?"

„Das ist famos!" schrie der, der vorhin mit Förster Schach gespielt hatte. „Thät's auch, bei meiner Seele! wenn ich so ein berühmter Kalmäuser wäre, so ein Genie und würde Coulissenschieber bei reisenden Comödianten. Daß Dich der Teufel! Es ist ein Original!"

„Wer bist Du?" rief Lenz, „wollen Brüderschaft zusammen trinken, denn Du scheinst mich zu begreifen!"

Die Gläser stießen sich aneinander.

„Fiducit! . . . Ich heiße Liskow!"

Es war ein großer, schlanker Mensch, mit bleichen, eingefallenen Zügen, in denen vogelartig die spitze Nase sich erhob, dunkele sprühende Augen — ein unheimliches, geistreiches Gesicht mit den schwarzen, lang herunterhängenden Haaren.

„Iſt es Dein Ernſt, Reinhold?“ fragte Förſter. „Willſt Du wirklich bei uns bleiben?“

„Mein heiliger Ernſt.“

Nach langem Hin- und Herreden brach Käthchen zuerſt auf.

„Auf ein glückliches Erwachen morgen früh!“

Dann entfernte ſich der Director mit ſeiner Frau und die Uebrigen ſchlichen ſich nach und nach auch alle fort. Nur Lenz und Förſter ſaßen ſich noch gegenüber.

Die beiden Freunde ſahen ſich lange ſchweigend an, endlich ſprach Förſter:

„Träumte es uns wohl, Reinhold, als wir in Dorpat den Shakeſpeare überſetzten, daß wir uns 'mal in Blankenhain ſo wiederträfen?“

„Wie viele Jahre ſind nun darüber hingegangen?“ fragte Lenz.

„Es mögen ihrer acht ſein.“

„Und ich hab' ein Menſchenalter darin verlebt habe nämlich darin begraben, was nur ein Menſch begraben kann: den Glauben an mich, wie an Andere!“

„Armer, beklagenswerther Junge, haben ſie Dir ſo bös mitgeſpielt?“

„Aber ich will's ihnen eintränken, dieſem Würmerhaufen, ſammt ihren Poeten und Fürſtenmäcenen.... Was meinſt Du, Georg, wird man mich ſobald vergeſſen, wird man nach meinem Tode nicht noch von mir reden, werden meine Werke nicht Jahrhunderte überdauern? Nicht? Meinſt Du nicht?“

„Der geiſtigen Gerechtigkeit nach müſſen ſie's.“

„Nicht wahr, wenn ſie mich auch nur 'nen bloßen Nachahmer des Goethe ſchelten, der ich, bei meinem Selbſtgenie! niemals geweſen, der geiſtigen Gerechtigkeit nach müſſen ſie mich lange, lange überdauern — ſiehſt Du, Burſche, und dann, dann hab' ich mich gerächt. Pfui, werden die Leute ſagen, wenn ſie's ſelbſt auch grade ſo machen, pfui, was waren das für Menſcheu, laſſen den Lenz, den famoſen Lenz, zum Landſtreicher werden, zum Vagabunden. Und der Goethe, der Goethe, deſſen Freund er war, ſaß beim Herzog von Weimar an der Tafel. . . . . Donnerwetter, Georg, dann bin ich gerächt!"

„Dann biſt Du's."

„Und Bücher werden ſie ſchreiben und darin darthun, was ich für ein Genie geweſen, und meine Trauerſpiele herausgeben, ſammt meinem Leben, vielleicht gar mit Noten. Ha, ha, ha! auch Noten zu den Landplagen, Herr Profeſſor Ramler!"

Und in wilden Sätzen erzählte er dem wiedergefundenen Freund von Berlin, Straßburg und Baſel.

Förſter lieferte das Gegenſtück dazu mit ſeinem bisherigen Lebenslauf. Er war in Hamburg zu den Schauſpielern gegangen, trieb ſich drei Jahre herum und — war immer noch Nichts geworden.

„Tröſte Dich mit mir," knirſchte Lenz. „Mich nennen ja die Leute auch nur ein Nachbild und — Horaz nennt jedes Nachbild: Vieh! . . . . War Käthchen ſchon beim Huſarewsky, wie Du zu ihm kamſt?"

„Nein, vor ein paar Monaten fanden wir es bei

Kaltennordheim. Es war ganz abgebrannt — dem Husarewsky fehlte eine Heldin, da nahm er sie an denn seine Frau hat ihr Organ zu sehr angegriffen... es geht nicht mehr mit großen, tragischen Rollen."

Bleich dämmerte der Morgen herein, das Licht war schon lange heruntergebrannt — eine Magd trat ein, um das Zimmer zu reinigen.

Die beiden Freunde machten einen Morgenspaziergang. —

Die Truppe Husarewsky's bestand außer ihm und seiner Frau noch aus acht Mitgliedern, fünf männlichen und drei weiblichen, von denen als bemerkenswerth nur die schon bekannten zu nennen sind.

Unter diese Truppe war also Reinhold Lenz noch denselben Morgen feierlichst aufgenommen worden.

Traulich plauderte er mit Käthchen zum ersten Mal in seinem Leben und dennoch fuhren oft genug grelle, wilde Worte dazwischen, Reminiscenzen aus der Vergangenheit.

„Mein junges Leben hast Du mir vergiftet, Reinhold, um ein Phantom. Du suchtest eine ideale, göttliche Liebe und stießest mich von Dir mit meiner irdisch sinnlichen. Ach, Reinhold Lenz, bist nun doch alt genug — hast Du so eine gefunden, wie Du wolltest?"

„Denk' an Deine Schwester!"

„Da ließ ich Dich auch — aber später.... Hast Du da Eine gefunden?"

„Ein Mädchen, schön wie die Unsterblichkeit — über ..."

„Sie verschmähte Dich! Ha, ha, ha! 's ist lustig! Da schmecktest Du, wie verschmähte Liebe thut und dachtest an's kleine Dorpat-Käthchen — und wo Du's nun wiedergefunden hast, da bist Du hübsch freundlich und charmant und thust ihm alles Mögliche zu Gefallen. Ich mag nicht fragen, wer sie gewesen ist, die Dich unglücklich machte, aber ich will sie mir ausmalen, wie einen Engel, denn für mich ist sie einer — ein Rache-Engel — gewesen. Du hast mich ruhelos umhergetrieben, zuerst in die Arme des, Du weißt schon, wen ich meine, des, des Moskowiters. — Dann, nachdem er hinüber war, und Du mich wieder verstoßen, bin ich in der Welt herumgeirrt, ein beklagenswerthes Geschöpf. — Paris hat meine Thränen gesehen und Venedig. O Gott, ich konnte ja nicht rasten. . . . . Und Du warst derzeit ein großer Dichter geworden; aber in Deinen Büchern, wie ich jauchzte! wohnte auch kein Frieden, keine Ruh'. Es sind entsetzliche, qualvolle Stellen darin. Wie war's auch anders möglich! Die Menschen sagen ja, man könne Einem mit ewigem Gedenken die Ruhe nehmen und ich habe Tag und Nacht an Dich gedacht."

Süßes Geflüster darauf, in die Flucht schlagen sie die bösen Gedanken, doch gar bald kehren sie wieder, unbewußt, von selbst herbeigelockt.

„Hast Du lange keine Nachricht von Hause, Reinhold?"

„Nein!"

Er log; was sollte auch sein Bruder in dieser Stunde?

„Ob wohl mein Vater noch lebt und Deiner und Deine Mutter? Möchte sie wohl mal wiedersehen."

„In Straßburg bekam ich den letzten Brief. Freilich wohl — wer wußt' es auch im Lievland — die Geschichte im Pfarrerhaus zu Sesenheim, wo die Friederike. . . . Und dann die beim Emmendinger Hofrath . . ."

„Emmendingen?" horchte Käthchen auf. „Was hast Du in Emmendingen gemacht? Hab' den Namen schon 'mal von Dir gehört. Was ist es mit Emmendingen?"

Reinhold lachte hohl auf.

„War ein bischen verrückt, Madame Katharzynka, und lernte excellente Damenstiefeln machen beim Schuster Süß."

„Allmächtiger Gott!" Käthchen starrte den Geliebten entsetzt an. „Du bist wahnsinnig gewesen?"

„Eine Zeitlang, wie gesagt; aber jetzt bin ich wieder ganz bei Sinnen, und, wenn ich nur immer was Rechtes zu essen und zu trinken habe, auch bei leidlichem Humor, denn hungern thu' ich alleweil nicht gern."

Der Vorhang war von Lenzens Leben gefallen — er hatte den schwarzen selbst zurückgezogen, daß sie dahinter schauen konnte. Es grinst sie ein leichenblasser Kopf an, zottige, blonde Haare hängen um ihn, er lallt kindisches Zeug und sitzt jetzt vor ihr, lacht über seinen vergangenen Zustand — und sie liebt ihn.

Von der Zeit hatte sie noch einmal so viel schlaflose Nächte wie früher.

— — — — — — — —

Reinholds Eintritt in di
irthssaal sein „Leidende
Kürzungen.
chauerraume die Vorstell
obwaltenden Hinderniss
ennen.
ier zuerst sein Werk ve
ohne sein Zuthun an s
staunte sie verwundert a
Dasein und fühlte sich g
iese Gluth der Leidensch

brachen sie auf. Blan
Riesa gingen sie über d
iß zu Käthchen blieb sich
und lodernd; seine ga
h einmal auf diesen Pu
hl, dies war seine letzte
tte er vorüber gehen mü

XIII.

Der Pfarrer von Oexſkiol.

Das Schickſal hat ſeine Schrullen. Wen es von den Menſchen einmal zum Spielball ſeiner Launen beſtimmt hat, iſt ein Candidat des Elends. Es läßt dann nicht mehr von ihm, ſpürt ihn auf in dem entfernteſten Winkel, mag er ſich ſelbſt unter bunte Narrenflitter verkriechen, und hetzt ihn grauſam aus dem einzigen Eckchen, wo er vielleicht Ruhe fand, wieder weiter in's wilde, ſchonungsloſe Leben, bis er endlich ermattet zuſammenſtürzt und mit einer Vermaledeiung von hinnen ſcheidet. In ſolchem Elend gewöhnt ſich ein ſchwacher Menſch das Trinken an. Ach, es iſt ja ſo ſüß, zu vergeſſen, wenn die Erinnerung nur daſteht, ein blaſſes, verhärmtes Weib mit tauſend qualvollen Falten im wahnwitzigen Angeſicht.

Die Menſchen, die das Unglück verfolgt, verlieren zuerſt den Glauben an ſich, denn Alles, was ſie thun, ſchlägt fehl, dann den Glauben an die Menſchen überhaupt, und das mit Recht, denn wenn ſie ſich ſelbſt

nicht mehr trauen, wie können sie Vertrauen in Fremde setzen? Zuletzt ächzen sie dann Gott zu, wenn sie einen haben, und werden abtrünnig, wenn auch er sie im Stiche läßt. Kommt ein gewöhnliches Geschöpf so weit, heißt es kurzweg: „Ein Säufer — kommt oft vor.“ Man weicht ihm aus, taumelt er durch die Straßen, und denkt weiter nicht an ihn. Kommt aber so ein dreißigjähriges betrunkenes Genie daher, das seinen besonderen Weg genommen hat, was für ein Fund! „Hm,“ sagen die Leute, „das kommt davon! Dankt Gott auf den Knieen, Kinder, daß Ihr keine Genies, Talente, oder Gott weiß, wie das Zeugs alle heißt, seid!“

Das Genie keimt gar häufig aus dunklem Grund und Boden auf und hat einen kurzen, dunklen Lebenslauf, in einzelnen Momenten zwar brillant erhellt, aber dann auch wieder in um so schwärzere Finsterniß gehüllt. Die Talente haben es meistens bequemer, sie werden leichter anerkannt und ernten reichlicher, denn sie sterben nie aus und die Menschen sind an sie gewöhnt.

* * *

Eine heftige Eifersuchtsscene zwischen Lenz und Liskow, Käthchen betreffend, hatte zum Abgang des Letzteren aus der wandernden Gesellschaft geführt.

Seit der Liskow den Husarewsky verlassen hatte ging es mit dem Director zu Ende. Ein Unglück folgte auf's andere. Als er nach Königsberg kam, voll Hoffnung und froher Gewißheit, traf er dort den Pierre Hündeberg mit seinen Acteurs an, die mit unendlichem

Beifall ihre Vorstellungen eröffnet hatten, und von allen seinen Hoffnungen betrogen, zog er wieder fort, da an eine Concurrenz nicht zu denken war.

Ruhelos wanderte Husarewsky mit seiner Truppe von einem Ort zum andern, ein ächter wandernder Schauspieldirector.

Im Frühling des Jahres 1778 waren sie in Gilgenburg, einem Städtchen in Ostpreußen, eingezogen, einem einsamen Ort, zwischen zwei Seen gelegen, unberührt von den Händeln der Welt und in seinem Sinne ein „Klein-Paris."

Hier konnte Husarewsky Geschäfte machen. Schauspieler hatten sich seit Menschengedenken nicht hinverlaufen und wurden demzufolge angestaunt, wie welsche Wunderthiere, aber auch fleißig angehört in dem alten, schloßartigen Gebäude, dessen Saal der Bürgermeister huldreichst den „Spectakulisten und Lusoribus" zu ihren Repräsentationen eingeräumt hatte.

Was sie nur je einstudirt, rückten sie den Gilgenburgern vor die Augen und Alles fand Beifall und andächtige Zuschauer in Masse. Husarewsky athmete wieder auf. Besonders sprach ein neues Stück Reinholds an: „Die beiden Alten." Ein Drama, das mit den Räubern einen gleichartigen Stoff behandelt, die Geschichte vom verfluchten Sohn, der seinen alten Vater einsperrt, um der schnöden Erbschaft willen. Dann auch die Phantasei: „Der Engländer," mit ihren wildlustigen Accorden:

„So geht's denn aus dem Weltchen 'raus,
O Wollust zu vergehen!
Ich sterbe, sonder Furcht und Graus,
Ich habe sie gesehen!
Brust und Gedanke voll von ihr:
So komm', o Tod! ich geige Dir;
So komm', o Tod! und tanze mir! —

Eines der glühendsten, flirrenhaftesten Stücke Lenzens, voll Leidenschaft und Krankheit, welche nicht geheilt wird, wie die im „Leidenden Weibe."

Käthchen spielte in all' diesen Sachen bezaubernd; jede, auch die berühmteste Actrice, hätte sie beneiden können.

Es war an einem regnerischen Aprilabend, dunkle Wolken wurden am Himmel hingejagt, der die Erde matt durch sein Mondlicht erhellte; der Wind pfiff über die Gilgenburger Seen und wehte scharf durch die Gassen der Stadt, die unsicher im Mondschein dalagen mit ihren spitzen Giebelhäusern, alterthümlich und schnörkelhaft.

Schatten schwankten an ihnen herauf und herunter, hier und da streckte sich eine weiße Zipfelmütze zum Fenster heraus, schritten einzelne Gestalten über den Marktplatz, huschten Frauenspersonen vorüber, in Mantel und Kaputze gehüllt, mit ihren Begleitern; sie nahmen den Weg nach dem Schloßgebäude: verspätete Komödienbesucher.

Auch der Pfarrer Lenz aus Oerskiol, der am Vorabend geheimnißvoller Weise in Gilgenburg angekommen

war, schritt tief in seinen Mantelkragen gewickelt, nach dem Tummelplatze der Schauspieler. Wohl um seinen Bruder zu sehen und seine einstmalige Geliebte zu beklatschen.

Als diese mit Reinhold durch die düsteren, hohen Gänge, die breiten, gewundenen Treppen des Hauses hinauf nach der Garderobe schritt, schrack sie plötzlich zusammen und klammerte sich krampfhaft an seinen Arm.

„Unseliger," stöhnte sie, „was willst Du?"

„Was giebt's?" fragte Lenz, betroffen stehen bleibend.

„Siehst Du ihn nicht im Bogenfenster — dort — beschienen vom Mond?

„Wen?"

„Den Jemeljan!"

„Dummes Zeug."

Er zwang sie, mit ihm einige Schritte auf den Ort hin zu machen.

„Es zerstiebt in Luft und Nebel!"

Der Mond schien ruhig durch das hohe, altmodische Fenster und beleuchtete spinnwebtragendes Mauerwerk.

„Laß Dir zur Ader, Käthchen. Du siehst Gespenster."

Sie schritten vorüber.

Es kam diesen Abend „Der bestraffte Brudermord, oder Prinz Hamlet aus Dänemark" zur Vorstellung.

Reinhold hatte dies Stück in alles herabsetzender und selbst das Höchste parodirender Laune einstudiren lassen.

Förster hatte es aus Hamburg mitgebracht, wo

es sich als Manuscript unter Eckhofs Papieren befand. Es war der erste deutsche Hamlet, der aus den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts datirte und über den auch im Theater-Kalender des verdienstvollen Reichard für 1779 die seltsamsten Dinge stehen. Man sieht hieraus, welche Gespenster Shakespeare's damals vor unsern Parterres herumspukten, bis endlich A. W. v. Schlegel erschien, der, trotz Pomadenbüchsen und Schminkdosen, Uebertragungen des großen britischen Dichters schuf, die Hand in Hand mit den Originalen wandeln können.

Der Verlauf des Stückes war kurzweg folgender: Die Terrasse. Finstere Nacht. Zwei Schildwachen, in rothes Tuch, wie zwei Feuerkröten verluppt, um Helligkeit zu verbreiten, treten auf in ungeheuren Pluderhosen und spanischen Hüten. Sie rufen sich an und wechseln die Losung. Darauf erzählt der eine Soldat dem andern von einem Spukding, das in Gestalt des vorigen todten Königs umgehe und der andere verspottet ihn. „Ja," erwidert der Verhöhnte, der sich freut, daß er abgelöst wird, „wenn er Dich bei der Kartause kriegt, Du wirst das Miserere domine wohl beten lernen." Da tritt der Geist auf und gibt dem Libertiner von hinten eine gewaltige Ohrfeige. Der Soldat ruft seine Heiligen an, als den Antonio von Padua und St. Velten. Der Geist geht ab. Horatio tritt auf mit einem grimmigen Speckwanst und feuerrothen Hängebacken, der die Hauptrunde hat, und erfährt von dem Mirakel, sieht ihn auch selbst, den Geist, „der ein

Geist ist und recht ähnlich sieht dem verstorbenen König von Dänemark." Zwischendurch hört man Gesundheiten blasen und die Soldaten sagen, der König mache sich lustig. Hamlet, von dem es heißt, daß er zu Zeiten Nachts selbst patrouillire, huscht nun hin und her und äfft die Wache lange mit „Schweig!" bis es sich herausstellt, daß er der Prinz ist. Hamlet taucht nun aus seiner Dunkelung auf. Eine spindeldürre, blasse Gestalt. Er bezweifelt die Geistergeschichte, indem er sagt: „Die Seelen der Frommen ruhen wohl, bis zur Zeit ihrer Erneuerung." Nun tritt der Geist bald wieder auf und erzählt ihm die Historie von dem „Safte von Ebeno." Vorher winkt er ihm aber erst und thut auch einige Male das Maul auf. Dann salvirt er sich vor der Morgenluft, die von Osten herüberweht und: „Haben sich Ew. Hoheit alterirt?" fragt Horatio und Hamlet vertraut ihm, daß „er eine simulirte Tollheit veranstalten wolle, um seinen Vater an dem verfluchten Hunde zu rächen." Nun nahet König Erico mit seinem Hofstaat und hebt die Landestrauer auf, „dieweil des seligen Herrn Bruders hinterbliebene Wittwe seine Gattin geworden wäre." — „Prinz Hamlet ist toll, so toll, als es jemals Einer gewesen ist," — kräht im zweiten Acte ein zitterleibiger alter Gesell, der bald in der Fistel, bald im Bauche spricht und der sich Hofmarschall Corambus nennt. Er bringt dem König diese Zeitung, als erster Zuträger und Ohrenbläser. „Aus Liebe sei er toll und man könne aus Liebe toll werden, er selbst sei in seiner Jugend so

toll gewesen, als ein Märzhase." — „Ist er nicht perfect und veritabel toll?" fragt er wieder, nachdem Hamlet zu Ophelien gesagt hat: „Geh' in ein Kloster, Mädchen, aber nicht in eins, wo zwei Pantoffeln vor dem Bette stehen." Jedoch der König hält seine Tollheit sogleich nur für eine affectirte. Hierauf folgt die Scene mit den Schauspielern. Unter anderm sagt hier Hamlet: „Ihr konntet früher eine Tragödie — Pyrr, pyrr, es pyrrst sich so." — „Ah, Ew. Hoheit meinen vielleicht die Materie von dem großen Könige Pyrrho, wo ein Bruder den andern im Garten ermordet?" fragt Karl, der Schauspieler-Prinzipal. Hamlet gibt ihnen darauf Reglements von Hüten und Plümaschen und daß sie als fürstliche Personen sich anständig benehmen sollten, machten sie einer Dame ein Compliment. Hierauf erzählt er noch dem Horatio, wie sich in Straßburg ein artiger Casus zugetragen habe, wo ein Weib seinen Mann mit einem Schusterpfriemen durchstochen habe und durch ein gleichartig Spectakel zum Geständniß gebracht worden sei. So will auch er sehen, ob der König sich durch die Action von Pyrrho trahiren würde, und schließt mit den Worten: „Ach, wenn mein Vater und meine Mutter doch auch in sich gehen möchten." Hierauf folgt die Pantomime, dem König wird schlecht und Hamlet beschließt, wenn er mit List Nichts thun könne, mit Gewalt durchzubrechen. — Im dritten Act erscheint der König zuerst im zitzenen Schlafrock, das Licht in der schlotternden Hand haltend, und betet vor seinem Hausaltar. Dann macht Phan-

tasmo, der Hofnarr, um seinem Herrn die Grillen zu vertreiben, einige Späße und Corambus findet seinen Tod hinter der Tapete, da der arme Spaßmacher stark enrhümirt ist und sich das Husten nicht einhalten kann. Nun kommt Ophelie im Wahnsinn. „Weh', daß mir der Schneider meinen kattunenem Rock verdorben", sagt sie unter Anderm. „Ich will den Phantasmo reine waschen.... Potztausend! was hätt' ich bald vergessen, der König hat mich zu Gaste geladen, ich muß geschwinde laufen. Sieh' da, mein Kutscher, mein Kutscher!" Und später: „Ich will den Hofschmied fragen, was für neue Moden arrivirt sind." Erkennt man hierin die, auch noch in ihrem Wahnsinne so süßredende Ophelia Shakespeare's wieder, das mildlüsterne Mädchen, das uns anlächelt wie der Maienmond, bekränzt mit phantastischem Blumenputz? — Vom vierten Aufzug ist nur eine Scene zu erwähnen, die nach Ophelia's Tode und Leonhardus Retour von Paris vor sich geht, und auf der Bühne von drastischer Wirkung, eine gewisse komische Originalität an sich trägt. Der König hat Hamlet mit zwei Mördern nach England geschickt, unterwegs sollen ihn diese aber tödten. Auf einer wüsten Insel tritt Hamlet zwischen Beiden auf, von denen Jeder ein Pistol in Händen hält, und bittet demüthigst, man solle ihn doch leben lassen, sie aber refusiren es ihm selbstverständlich. Darauf fügt er sich scheinbar und will nur noch ein Gebetlein kauen, nach dem er ihnen das Signal geben will, loszufeuern, welches sie ihm auch zugestehen. Nach einer Weile gibt

er es denn auch, fällt aber sogleich zwischen Beiden zur Erde, so daß sie sich gegenseitig selbst treffen. Er tödtet sie darauf vollends mit seinem Degen und segelt wieder nach Dänemark heim. Dort brüten ihm aber der König und Leonhardus furchtbare Rache. Die vergifteten Rappiere kommen zum Vorschlag und wenn dieses fehlschlägt, so soll er einen klein gestoßenen Diamanten zum Trinken bekommen. — So entwickelt es sich denn im fünften Acte zu dem bekannten Ende, in dem Hamlet auch noch den armen Schlucker Phantosmo erstichet, weil er Becher und Rappiere gebracht hat. „Stecht, daß Euch die Klinge verlahme", ruft der Narr und röchelt seine witzlose Seele aus. An Hamlet's Leiche redet darauf Horatio noch einige sehr erhebende Worte und schließt mit den Versen:

„So geht's, wenn ein Regent mit List zur Kron' sich bringet
Und durch Verrätherei dieselbe an sich bringet.
Derselb' erlebet Nichts, als lauter Spott und Hohn,
Und wie die Arbeit ist, so folget auch der Lohn!"

Reinhold gab den Hamlet, Förster den Leonhardus, der Director den König Erich, Madame Katharzynka die Königin Sigrie und Minna Seidler die Ophelia.

Tiefsinnig saß nach dem zweiten Aufzug Lenz hinter den Coulissen.

„Was hast Du, Bruder?" fragte Georg, der mit verschränkten Armen vor ihm stand. „Bist ja heut' Abend gar so traurig. Vorhin sah ich Dich was mit Bleistift kritzeln."

Reinhold reichte ihm ein schmutziges Blatt Papier und Georg las, mühsam entziffernd:

„Nehmt sie an meine Zither,
Eichen von Deutschland, und laßt Petrarken
Einen Ton ihrer schnarrenden Saiten berühren,
Daß sie mir ein Grablied singe. —
Unberühmt will ich sterben;
Will in ödeste Wüste im schwarzen Thal mein Haupt
Legen in Nacht — kein Chor der Jünglinge soll um das Grab des Jünglings
Tanzen, kein Mädchen Blumen darauf gießen,
Kein Mensch darauf weinen, Thränen voll Nachruhm,
Weil ich so verwegen, so tollkühn gewesen,
Weil auch ich es gewagt zu dichten".

Er ließ das Blatt sinken und starrte Reinhold lange an.

„Das sind entsetzliche Worte, Lenz. Es muß ja schwer wie Blei auf Dir lasten. Weshalb bist Du so muthlos, so ganz herabgestimmt?"

„Weshalb?" lächelte Lenz, „weil meine Gegenwart elend ist und meine Zukunft. Ich hab' mir viel geschmeichelt und nun — hab's weit gebracht in der Welt: ein zerlumpter, armseliger Komödiant. 's ist was Rechtes! Es freut mich! Unberühmt will ich sterben, denn ich schäme mich vor mir selber. War so thöricht, zu wähnen, die Menschen würden meinen Verlust fühlen, würden allenthalben umschauen nach mir, sich um mich disputiren im Wieland'schen „Merkur" oder dergleichen. Aber nichts von Allem. Die Welt hat mich jetzt schon vergessen, wo ich mich ihr entzog. O, das ist bitter."

„Genir' Dich nicht um die Welt!"

„Hab' die Menschen strafen und herabsetzen wollen durch mein Elend — und hab' mich selbst nur gestraft und herabgesetzt." Er schlug weinend die Hände vor's Gesicht. „Lies weiter!

„Und du, mein Genius, wenn Gott mich würdig hielt,
Einen mir zum Geleit zu geben,
Schütze, treuer Gefährte des Lebens,
Schütze mein einsames Grab,
Daß kein Blick aus dem Reiche der Seligen,
Von Shakespeare's brennendem Auge,
Oder dem düster leuchtenden Auge Ossians,
Oder den rothblickenden Auge Homers
Sich auf daſſelbe verirre,
Damit sich meine Asche im Grab nicht empöre
Für Scham, daß auch ich es gewagt zu dichten."

„Weshalb bin ich nicht in meiner Blüthe hinübergegangen? Weshalb nicht?" Er sprang auf und packte Georg. „Auch Du hast mich belogen! Auch Du! Jung, sagtest Du damals, jung müssen wir fort von hier — und bin nun schon bald dreißig Jahre alt! Werde gewiß recht alt und es lautete doch so süß, jung sterben zu müssen!" Er sank wieder auf seinen Stuhl zurück. „Alles wär' anders, murrte er, „hätt' ich 'ne Schwester gehabt. O, weshalb auch mir nur allein keine Schwester! — Er, er hatte eine — wie er Alles besitzt, nach dem ich mich sehne."

Husarewsky und Käthchen gingen vorüber. Phantasmo klapperte mit seiner Pritsche. Der Vorhang ging wieder auf.

Am Schluß des Stücks wurde Reinhold stürmisch gerufen. Mit einer abscheulichen Fratze, die die Selbstverachtung und Verzweiflung zog, machte er sein Compliment.

„Es war ein genußreicher Abend", sagte im Zuschauerraume einer der aufstehenden Gilgenburger, „man hat am Ende doch einen näheren Begriff von der Antike. Ja, der Jacquespierre, das war ein Gewaltskerl".

„Hätte nie gedacht," flüsterte sein Nachbar, „daß die Versailler so Etwas hervorbringen könnten. Wann ist der Mann eigentlich gestorben, Doctor Kurzmantel?" wandte er sich an einen Dritten.

„Wer?"

„Nun, der Dichter des Hamlet."

„Der lebt noch," entgegnete der Doctor Kurzmantel, „und wird auch sobald noch nicht Sterben, es sei denn, daß die von Gilgenburg die Welt repräsentirten."

— — — — — — —

In der Garderobe saß zwischen unordentlich hingeworfenen Kleidungsstücken aller Art und aller Jahrhunderte, zwischen Rüstungen, Dolchen und Schwertern, Federhüten und Reifröcken, die Gesellschaft Husarewsky's noch im Hamlet-Costüm und restaurirte sich bei den Wein- und Liqueurflaschen des Bürgermeisters Oberlin, der sie in menschenfreundlicher Stimmung zum Besten gab.

Er selbst hatte sich herablassend neben Reinhold niedergelassen.

„Schon lange beim Theater?" begann er nach einer Weile.

„Ziemlich lange," erwiederte Reinhold kurz, denn es war ihm so recht bissig zu Muthe.

„Nun, man sieht's Ihm an," fuhr seine Edeln unbeirrt fort, „ist völlig routinirt."

„Völlig ruinirt," lachte Reinhold und schwenkte ein Glas zur Gurgel hinunter, „das will ich meinen, Herr Bürgermeister."

„Sprich doch nicht also, Reinhold," sagte Käthchen und strich ihm das Haar aus der Stirn.

„Reinhold heißt er?" fragte der Bürgermeister. „Sieh' mal Einer an, Reinhold Lenz. Wollte Ihn so schon über Etwas demandiren, aber nun kann ich es schon selbst beantworten. — Doch referir' Er mir. Hat Er dies drucken lassen?"

Und mit vieler Umständlichkeit zog er ein vergilbtes Zeitungsblatt aus seiner Rocktasche und reichte es Reinhold.

Dieser las laut und sarkastisch:

„Da es mehrere Lenze in Deutschland gibt und ich meinen Herren Recensenten in der „Allgem deutschen Bibliothek" ein für allemal das Exemplar schuldig bin, so habe ich zur Vermeidung alles Mißverständnisses und zum Nachtheil meiner Namens-Vettern, meinen ganzen Namen mit allen seinen Unterscheidungszeichen hersetzen wollen.

Jacob Michael Reinhold Lenz
(geb. zu Seßwegen in Livland),
Verfasser
des Hofmeisters, der Soldaten, der beiden

Alten, der Algierer, der Laube, der Katharina von Siena und einiger Recenſionen im „Deutſchen Mercur".

Dies ſoll, im Falle es zu grob kommt, meine ganze Gegenwehr ſein."

Er hatte dies noch in Baſel, kurz ehe er nach Weimar ging, drucken laſſen.

„Iſt Er der Verfaſſer hiervon?"

„Habe die Ehre", ſagte Reinhold, „mit Vorgenanntem ein und dieſelbe Perſon zu ſein."

„So iſt er ein Literate", ſagte der Bürgermeiſter und ſah ihn groß an, indem er die Zeitung wieder einſteckte. „Freut mich, Seine Bekanntſchaft zu machen. Ich verkehre nämlich gern mit gedruckten Perſönlichkeiten."

„Ganz auf meiner Seite", ſagte Lenz, einen tiefen Bückling machend, „und Eure Edeln täuſchen ſich auch keineswegs, ich bin eine ſehr gedrückte Perſönlichkeit."

„Er kann auch morgen bei mir ſpeiſen", ſagte der Bürgermeiſter Oberlin huldreichſt, indem er aufſtand und ſeinen Hut aufſtülpte. „Braten bekommt Er wohl doch nicht oft zu ſchmecken, nun, nun, dafür darf er auch Nectar und Ambroſia diniren, was uns andern Sterblichen verſagt iſt."

Wohlgefällig über ſeinen geiſtreichen Ausſpruch lächelnd, wollte er die Garderobe verlaſſen, da ward heftig die Thüre aufgeſtoßen, daß er erſchrocken zurückprallte, und herein trat der Pfarrer von Oexſkiol mit

dem Amtmann von Gilgenburg und einigen Gerichtsdienern.

„Was ist?“ fragte der Bürgermeister.

Mit einer entschiedenen Handbewegung wies ihn der Amtmann zurück und deutete auf den Pfarrer.

Dieser schritt gegen die Komödianten vor.

„Bruder!“ rief Reinhold, sich halb aus seinem Stuhl erhebend, „was willst Du hier?“

Dieser warf seinen Mantel zurück und streckte finster seinen Arm nach Madame Katharzynka aus, die ihn mit weit offenen Augen anstarrte.

„Diese hier suche ich“, sagte er mit unbeugsamer Stimme. „Und Gott sei Lob und Dank in der Höhe, daß ich auf den todtenblassen Teufel, den von Liskow, stieß, der mir's ansagte, wo Du zu finden.“

„Was wollt Ihr von mir?“ stieß Käthchen heiser hervor.

„Schlange,“ sagte der Pfarrer, „ich will mich an Dir rächen. Wie Du mir, so ich Dir. Auge um Auge, Zahn um Zahn, spricht der Herr, dem ich diene. Dein Kammermädchen, das Du fortgejagt, hat wider Dich gezeugt.“

„Du bist verloren unter des Schrecklichen Fängen!“ rief Reinhold. „Hast Du je was verbrochen, was er Dir anhängen kann?“

„Ich habe nichts Böses gethan!“ sagte Käthchen.

„Nichts Böseres, als den Bojaren Jemeljan Olkonskoi erdrosselt zu haben,“ sagte der Pastor mit eisiger Kälte, daß es Allen schneidend durch Mark und

Bein fuhr, „das Mädchen Jeanette Rose sah es durch das Schlüsselloch."

„Alle Hagel!" murmelte der Bürgermeister.

„Die Deliquentin hat uns zu folgen!" sagte der Amtmann.

„Ist das wahr, Käthchen?" rief Reinhold todtenblaß sich an seinem Stuhl haltend, „Du — eine Mörderin?"

Auch von ihrem Leben war jetzt der dunkle Vorhang gefallen, klar sah man in der Nacht.

Käthchen stand in ihrem ganzen Liebreiz da, etwas fremd anzusehen in der phantastischen Kleidung.

„Was ist's denn weiter, mein Freund", sagte sie ruhig lächelnd, „ich habe gewaltsam der trostlosen Täuschung ein Ende gemacht. Ach, ich war ja damals noch so jung; er schlug mich oft, wenn er zuviel getrunken hatte, und ließ mich doch nicht von sich — da würgte ich ihn eines Nachts zu Tode. Hättest Du mich nicht von Dir gestoßen . . . doch nun ist's zu spät."

Sie hing küssend noch einmal an des Geliebten Halse.

„Die Deliquentin hat uns zu folgen!" wiederholte der Amtmann streng.

„Zu Galgen und Rad!" fuhr der Pfarrer fort. „Das Sünderhemdchen wird gut stehen zu ihrer Statur, wenn erst die Raben im Haar nisten."

Käthchen hatte sich von Reinhold losgemacht. Ein Zittern lief bei den letzten Worten durch ihren Leib.

„Mein armer Vater", flüsterte sie, „ob er todt ist?"

„Nein", tröstete sie der Pfarrer, „er lebt noch, aber mit Leid und Trauer wird er zur Grube fahren, wenn er hört, daß sein einziges Kind . . ."

Käthchen blieb auf dem Wege nach der Thüre stehen, hochaufgerichtet, eine göttliche Erscheinung.

Noch einmal sah sie sich ringsum — dann ergriff sie blitzschnell das Messer, das bei dem Kuchen des Bürgermeisters zwischen den Weinflaschen auf dem Tische lag und stieß es sich in die Brust. — Lautlos sank sie nieder.

Aufbrüllend, wie ein wildes Thier, stürzte Reinhold auf seinen Bruder, denn er glaubte in der Verwirrung, dieser habe die That verübt.

Förster fiel ihm in die Arme, um ein neues Unglück zu verhüten: „Reinhold, der Stoß kam von ihr selbst!"

Da stürzte er wild auflachend über sie hin, umfaßte sie mit seinen Armen und preßte sein Gesicht auf das ihre. Eisige Todeskälte hatte sie schon überhaucht. Er sprang auf und sah stier und drohend im Kreise umher. Dann fielen seine Blicke von Neuem auf die Leiche, um welche die Schauspieler beschäftigt waren.

„Ja", rief er, „hätschelt sie nur, thut freundlich mit ihr, waschet ihr das Blut ab mit Euren Thränen, sie wird Euch dennoch nie wieder anlächeln, daß Euch das Herz im Leibe hüpft; küsse sie nur, Seidlerin, sie wird's nicht erwidern. Sie ist todt! — Fluch ihrem Mörder! Fluch! Fluch! Er hat mir noch das Letzte

genommen, was ich auf Erden hatte, was mir theuer war und mich liebte, das letzte Ding, das den armen Reinhold gern hatte — nun hin! Weshalb kamst Du her in diesen Winkel, um mich noch elender zu machen? — Weshalb gerade in diesen Winkel? Rede!"

Dräuend wie ein Rache-Engel stand er vor dem Pfarrer von Oexkiol.

„Gott hat sie gefunden!"

„Bastard!" schrie Lenz auf, ihn von sich stoßend „Du kannst mein Bruder nicht sein. Ich will hin zu meiner Mutter, sie soll mir's gestehen, daß Du mein Bruder nicht bist. Ihre Sünde soll sie mir gestehen, Ist sie todt, reiß' ich sie aus dem Grabe. Ich will's wissen!"

„Er rast! Er rast!"

Mit einer entsetzlichen Verwünschung stürzte Lenz hinaus.

Starr standen sie Alle einige Minuten.

„Reinhold! Reinhold!"

Förster eilte ihm nach — dröhnend hallten seine Schritte in den hohen Corridoren nach. Von Lenz keine Spur. Er rannte durch ein paar Gassen bis zum nächsten Thor, überall Mondschein und Nebel, der von den Seen herüberdämmerte, aber kein lebendes Wesen.

Georg scheute sich, wieder nach jenem Orte zurückzukehren.

Da lag auf der Diele eine schöne, todte Königin, ein blutiges Messer im Busen; zu ihren Häupten saß

ein blasses Mädchen, spielte mit ihren Locken und sang Todtenliederchen Um sie herum standen der Komödianten-Director mit seinen Acteurs, trostlos hinstarrend auf den Jammer vor ihnen — aus der Thüre aber schlichen der Pfarrer von Oexskiol, der Bürgermeister Oberlin mit schlotternden Knieen (der nun seinen Braten sparen konnte) und der Amtmann von Gilgenburg mit seinen Häschern.

XIV.

Ein Freudenfeuer.

Es war Nacht in Dorpat. Einsam und verlassen lag das Landhaus des Magister Bossurin da. Die Bäume im Gärtchen grünten und blühten, auch die Apfelbäume an demselben. Die Vögel zwitscherten lustig und wild und verworren wehten die Grashalme in einander. Es war schon seit Jahren Niemand mehr da, der es in Ordnung gehalten hätte. Die Läden vor den Fenstern des Hauses waren geschlossen, nur durch einzelne Spalten und Ritze fiel ein Sonnen- oder Mondstrahl hinein. Fingersdick lag der Staub auf allen Möbeln, große Spinnen lustirten sich allenthalben und Mäuse spielten ungestört auf dem Fußboden. Kein heiteres Lachen fuhr mehr durch die Zimmer, kein Liedchen ward mehr gesummt, kein alter Magister saß mehr im engen Stübchen am Schreibpult — er war ja nicht recht im Kopf geworden, als seine Tochter fortgelaufen war, als sie ihn im Stich gelassen

hatte, den alten, hülflosen Mann — und seine Maria war auch todt. Der Pfarrer Lenz hatte sich seiner angenommen, hatte den kindischen Greis fortgeholt aus seiner Einsamkeit in sein eigen Haus, wo er ihn pflegte und wartete, wie seinen eigenen Bruder. Das Landhaus aber wollte Niemand kaufen, die Leute fürchteten sich davor, sie wußten selbst eigentlich nicht weshalb. Die Classiker sollten darin umgehen.

Der Magister Bossurin saß tiefsinnig in seinem Gemach im lievländischen Pfarrerhaus, den Kopf in die Hände gestützt, und starrte in das vor ihm brennende Licht.

„Sie haben mich Alle verlassen", flüsterte er vor sich hin. „Und so treulos sind sie davon gegangen. Ja, die Welt hat keine Treu' und keinen Glauben mehr. Es ist aus mit der Welt des Magisters Bossurin. Hihihi! Wo seine Töchter nur sein mögen! Der närrische alte Kauz, wozu braucht er sich auch Töchter anzulegen — es geschieht ihm ganz Recht. Ein Fluch auf den Teufelsbraten, daß er durch seine Heirathsgelüste zwei Menschen elend machte. Gibt's nicht schon elende Menschen genug? He — gibt's nicht schon Elend genug?"

Und er riß sich die Perrücke vom nackten Schädel und warf sie weit von sich.

„Was mußtest Du auch noch Deinen Senf und Beitrag dazu liefern, wie zur englischen Lehrmethode! Die Leute sagen, ich wär' übergeschnappt, hihi, wär' ich nur erst fortgeschnappt vom Tode, dem wilden

Jäger. Will ihm nächſtens, wenn er vorüberſauſt, ein gut Wort geben, daß er mich nicht ſo lange zappeln läßt. Ach, nur nicht gar zu lange! Bin ja ſchon ſo alt, hänge nur noch ſo ſchlottrig und loſe in Haut und Knochen — ſo haben die Jahre an mir gezehrt. Alles Blut iſt abgezapft, alle Gluth verraucht. Mich friert!"

Er ſtand auf und ſah in's Kamin.

„Der ſchurkiſche Pfaffe will mich Froſt leiden laſſen," kicherte er. „Aber ich bin nicht der Mann der vielen Worte . . . ich bin Don Pedros Halbbruder und ſage nur, mich friert. Schaff mir Feuer."

Er ſchlich an einen Wandſchrank und kramte allerlei Bücher und Handſchriften daraus hervor, blätterte ſie, flüſternd und leiſe vor ſich hinlachend, durch und häufte ſie ſorgſam auf ſeinem Schreibtiſch an, holte die Kerze herbei und ſteckte ſie ſchmunzelnd zwiſchen die Schreibereien und Bücher.

Vornheraus in der Wohnſtube ſaß der Pfarrer und ſeine Ehefrau. Sie waren Beide ſehr gealtert, er noch mehr wie ſie; den leidenden Geſtalten merkt man die Jahre weniger an, aber den ſtarken, koloſſalen Mann hatten ſie tief gebeugt. Vom offenen Fenſter wehte die Sommerluft herein und ſpielte mit ſeinen grauen Haaren. Er hatte einige gedruckte Sachen vor ſich liegen, in denen er las.

„Wahrhaftig, Mutter," ſagte er, „es ſtehen doch unverantwortliche Sachen darin. Sachen, an die ich nur zu denken zurückbebe, ſtehen hier nackt und frech auf dem Papier — und der Unſelige kokettirt wohl

noch damit, brüstet sich wohl noch gar damit, daß er so was schreibt."

„Du siehst wohl Alles mit zu strengen Augen an," meinte die Pfarrerin, die auf dem Kanapee lag, „mit zu religiösen Augen. Die Welt soll draußen ja so verdorben sein —"

„Und da mußte es der Reinhold nothgedrungen mit werden, nicht wahr? Ha, und wenn er nun gar von den Verdorbenen der Verdorbenste wäre?"

„Richte, richte nicht! Halt's dem Reinhold seiner Gemüthsverfassung zu Gute, Vater. Er hat dies Alles erst nach seiner Krankheit geschrieben. Ach Gott, wie mag's ihm gehen!"

Sie fing an zu weinen,

„Beruhige Dich, Weib," sagte der Pfarrer, „den Gottlosen steht der Satan schon bei. Der Reinhold wird seinen Weg schon finden und wacker darauf hinschreiten. Ein großer Dichter ist er in der Leute Augen . . . wenn er nur nicht mein Sohn wäre!"

„Ach," schluchzte die Pfarrerin, „wenn ich noch an den Tag denke, wo die Nachricht zu uns kam, daß Reinhold verrückt geworden sei, und dann später, wo der Lorenz ohne ihn wieder ankam."

Der Pfarrer stand auf und ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich weiß nicht," sagte er, „es riecht seit einer Weile so brandig."

Er öffnete die Thür und prallte entsetzt zurück; aus des Magisters Stube schlug ihm die helle Flamme

entgegen; mit der Flamme ſelbſt fuhr, wie ein Salamander, der ungeſcheidte Alte hervor. Vergnüglich lachte er:

„Hab' mir nun ſelber Feuer angemacht und mich gewärmt. That gut meinen alten Knochen. Etſch, etſch, etſch! hab' mir nun ſelbſt ein Feuerchen angemacht!"

Er ſchlug dem Pfarrer ein Schnippchen und hüpfte die Treppe hinunter.

Ohne auf ihn zu hören, ſchrie der Pfarrer nach Waſſer. Die Flamme griff immer mehr um ſich. Hinter ihm brach ſeine Frau, die ſich aufgerafft hatte, ohnmächtig zuſammen.

„Waſſer! Waſſer! Waſſer!"

Lärm allenthalben im Haus und auf der Straße. Man fing an zu löſchen, der Pfarrer thätig dabei. Das Feuer ſpottete ihrer Anſtrengung.

Es ergriff den alten Lenz urplötzlich eine ſchreckliche Angſt; er ſchlug ſeine Frau, die ſich wieder zu erholen begann, in ſeinen Mantel und trug ſie hinunter.

Ganz Dorpat gerieth in Allarm. Die Sturmglocken wimmerten, es erhob ſich ein heftiger Wind — bald ſtand eine ganze Reihe Häuſer in Flammen.

Unten nach der Stadt zu, von dem Embeck her, ſchritt ein vagabundenmäßig ausſehender Menſch in

ſchwarzer, alterthümlicher Tracht. Wild flatterte das lange, blonde Haar unterm Hut hervor im Winde.

„Ich habe mein Feinsliebchen
So lange nicht geſeh'n,
Ich ſah ſie geſtern Abend
Im Leichenkleide ſteh'n.

Das Feuer kann man löſchen,
Das Feuer brennt ſo ſehr,
Die Liebe nicht vergeſſen —
Je nun und nimmermehr!"

Er ſang's halb laut vor ſich.

„Ja," murmelte er dann, „die Liebe nicht vergeſſen, je nun und nimmermehr! Alles, aber nur nicht dies! Ich wollt' ja gern meinen Kopf mit der erſten beſten Axt zerhauen, wenn ich's nur erſt los werden könnte — aber meine Seele wird's dennoch behalten und ſich damit abquälen. 's iſt ein fataler Caſus — wer ihn nur ſo ohne Weiteres löſen könnte. Hm," ſtutzte er plötzlich, nach der Stadt zu lugend. „Was iſt das? Da ſtecken, wie es ſcheint, die guten Einwohner von Dorpat ein Freudenfeuer an, daß der Sohn ihrer Stadt alſo rühmlichſt bei Nacht und Nebel mit durchlöcherten Schuhen wieder in ihr einzieht. Bravo! Bravo! Immer heller, immer röther! Blitz, jetzt ſingt die Sturmglocke ihr Liedchen d'rein. Da kräht der rothe Hahn von Tartolin! Ich muß mich wahrhaftig eilen, daß ich zu dem Spektakel nicht zu ſpät komme!"

Er nahm ſeine ſchlenbrigen Beine zuſammen und

lief, was er konnte, auf dem Wege nach der Stadt hin. Dort herrschte die gräulichste Verwirrung — das Feuer griff immer weiter um sich. Ueberall jagten verstörte Gestalten an ihm vorüber, denen die Angst um ihr Hab und Gut im Gesicht stand. Er hielt eine an.

„Wo brennt's?"

„Herr Gott, ich weiß nicht! Ueberall! Das Pfarrerhaus ist zuerst zusammengestürzt!"

Der Sohn des Pfarrers rannte wie besessen davon. Er kam dem Herd des Feuers immer näher. Die Lüfte wehten ihn glühend an, über ihm war der Nachthimmel blutig gefärbt, um ihn herum Qualm und Dampf. Die Menschen löschten aus Leibeskräften. Reinhold rannte ungestüm vorwärts, ihm entgegen tanzte eine kleine, schmale Gestalt, seltsam kichernd und lachend.

„Magister!" schrie Reinhold Lenz und faßte den Schattenmann, „wo sind meine Eltern?"

„Hihi!" lachte der Verrückte. „Bist Du endlich wieder heimgekehrt, mein Engelssöhnchen! Glaubst wohl, ich erkenne Dich nicht? Bist mein kleines Engelssöhnchen — willst wohl die blonde Marie heimführen, der Du treulos worden bist? Ist nun schon lange, lange verfault."

„Weißt Du, wo meine Eltern sind, Boffurin?" drängte Lenz.

„Deine Eltern, Galgenvogel? Ei ja, weiß wohl — bist Du nicht der leibhaftige Hamlet? Deine Eltern sind todt, alle Beide, Vater und Mutter —

— aber Du, Du lebſt noch und wirſt König von Dänemark."

„Meine Eltern todt?! O Gott, auch das noch!"

„Siehſt Du, wie die feurigen Balken dort brechen? 's iſt luſtig! So brach auch das Pfarrhaus zuſammen. Hab's ſelbſt veranſtaltet und ſie gönnen's mir noch nicht 'mal."

„So ſind ſie verbrannt — erſchlagen? Rede, Satan!"

Er ſchüttelte den Magiſter.

„Verbrannt, erſchlagen! ei freilich."

Reinhold Lenz glaubte den Worten eines Verrückten, denn die alte Tollheit begann ſich wieder in ihm zu regen. Er ſtieß den Alten von ſich und eilte wieder des Weges zurück, den er gekommen. Hinter ihm kicherte es und lachte es und wisperte es und rief ihm nach:

„Laß die Engländer nicht im Stich." —

Reinhold Lenz rannte verzweiflungsvoll von dannen. — —

XV.

Moskau — Ende.

Durch die Straßen der alten Czarenstadt trieben sich, wie gewöhnlich, die seltsamsten Gesellen — Europäer und Asiaten. Hier schritt ernst der langröckige Altrusse hin mit dem patriarchalischen Bart und der runden Mütze. Neben ihm, mit blinzelnden Augen stechend umherlugend, der Kosak mit weiten Pumphosen. Zum niederen Fenster hinaus schaut ein altes Weib und schnupft, der Altrusse schreitet vorüber und murmelt einen Fluch, denn das Kraut, das man in die Nase stopft, ist ein Gräuel. Dort wandelt der glänzende Einwohner von Astrachan, der wunderbar schönen Stadt und neben ihm die Schönheit von Kasan. Halloh — da sprengt der Bojar vorüber, hinter ihm ein Schwall von Dienern und Knechten; wer nicht schleunigst ausweicht, dem knallen die Peitschen über den Rücken. Wagengerassel — eine neurussische Edeldame fährt vorbei. Ehrwürdige, alte Häuser, stolze

Paläste, elende Hütten — das Herrlichste — der Kremlin.

Durch dies Moskau schlenderte am 24. November 1780 ein auffallend fadenscheiniger Mensch — sein Rock mochte früher einmal ein Staatskleid gewesen sein, jetzt war es fast ein Lumpen zu nennen, ebenso die schwarzen, verfleckten Hosen. Die Strümpfe waren gelb, die Schuhe in dem Stadium, wo sie anfangen, aus den Nähten zu gehen. Mit zugeknöpftem Rock, die Hände in den Hosentaschen, den Hut im Nacken schritt der Zerlumpte daher. Das entsetzlich magere Gesicht des Mannes trug das Gepräge des Leidens und der Versumpftheit; nur hier und da deutete eine Linie darauf hin, daß der Schädel außer Branntwein noch andern Geist in sich gehabt haben mußte.

„Es ist doch bestialisch", murmelte er vor sich hin, „daß der große Erzeuger da droben seine Kinder, die Geburten seiner Ungnade, so lange hier umherkriechen läßt. Pfui, Teufel, wie kann der Künstler nur Gefallen an solchem Zeug haben. Wenn ich sonst 'nen Vers schrieb, der mich nachher ekelte, rasch riß ich ihn in Fetzen — warum mir nicht ein Gleiches? Muß ihm doch noch nicht so ganz zum Ekel sein! Du Riesen-Elephant da droben", und er starrte in den düstern Himmel, „willst Du denn nicht bald zutreten und mich zermalmen, gleich 'ner Maus?"

Lenz war in Moskau Sprachmeister gewesen, hatte Deutsch und Französisch den hohlen Menschenschädeln eingepaukt, — nur aus Ungeduld hatte er zu Zeiten zur

Flasche gegriffen und verlor in Folge dessen nach und nach alle seine Schüler, so daß er zuletzt um des Lebens Nothdurft willen in äußerster Gesunkenheit zu seiner Schusterei zurückgekommen war.

— Reinhold Lenzens Genius war erloschen — was da in den Gassen Moskau's umherstrolchte, war eine bloße Materie. —

„Ob's wohl eine Seligkeit nach dem Tode gibt", murmelte er, immer weiter schreitend, „eine Fortdauer der Seele, des Geistes? Blödsinn! Es existirt kein Himmel! Wo wär' er dann? Eine Fortdauer des Geistes? Hm, freilich — aber nur auf dieser Erde Jeder Geist, der was Würdiges geschaffen, dauert in diesem würdigen Werke fort. Dauere ich also fort? Ja wohl, denn ich habe was Weibliches geschaffen. Hurrah, ich dauere nach dem Tode fort — gehöre also nicht zum Pöbeldreck — wie so manche Leute behaupten wollen."

Und er spreizte die Beine gravitätisch und warf den Kopf vornehm empor. Plötzlich knickte er zusammen; mit beiden Händen fuhr er nach der Brust, ein leises Aechzen wand sich aus ihr hervor.

„Diese schrecklichen, infamen Stiche — oh, das bringt mich noch um! Und — Teufel — ist das Blut?"

Er zog ein zerrissenes Taschentuch hervor und spuckte aus.

„Blut! — Freu' Dich, Reinholdchen, bald geht's zu Ende.

„Das arme Röschen von Hennegau
Wird bald zum Gottestisch gehen."

Langsam schritt er weiter. Er befand sich in einem düsteren, elenden Viertel. In einer kleinen, schmalen Gasse bog er ein — dort war seine Heimath. Er trat in eine Spelunke. Gelichter aller Art saß und lag umher.

„Da kommt der deutsche Schuster!" schrieen einige gemein aussehende Kerle; „seine Arbeit ist zum Teufel nichts nutz."

„Und wie er selbst nichtsnutzig aussieht."

Reinhold zog eine leere Flasche aus seinem Rock und reichte sie schweigend dem Kneipenwirth.

Mißtrauisch sah ihn dieser an.

„Hast Du auch — Geld?"

Reinhold suchte in allen Taschen.

„Gib mir auf Borg, Papuschka, morgen bezahl' ich's Dir."

Kopfschüttelnd stellte der Mann die Flasche hin. Er wollte durchaus nicht.

„Ach was", sagte da ein dickes, wüst aussehendes Weib, „er wird schon bezahlen und kann er's nicht baar, so flickt er dem Alexis die Stiefel. Nicht wahr, deutscher Schuster?"

Reinhold nickte stumm, nahm seine Flasche, goß sie in einem Zug hinunter und verließ die Kneipe. Es war ihm sehr schlecht zu Muthe.

Gegenüber pochte er an einer morschen, baufälligen

Thüre. Lange stand er wartend davor — endlich schlurrte es herbei und öffnete.

Ein altes, grimmig blickendes Weib empfing ihn mit einem Schwall von Schimpfreden.

Reinhold nahm sie geduldig hin.

Als die alte Kaluga genug getobt hatte über den Trunkenbold, den Faullenzer, den Ruhestörer, ließ sie ihn ein.

„Da hat der Iwan Basilowitsch Dir einen Stiefel geschickt; er holt ihn morgen früh wieder und wehe Dir, ist er nicht fertig."

Stöhnend kroch Lenz, in der einen Hand ein dürftiges Lämpchen, in der andern den durchlöcherten Stiefel, die steile, enge Treppe hinauf. In seiner Kammer war es eisig kalt — doch das kümmerte ihn nicht. Er stellte das Lämpchen auf einen elenden Tisch und warf den Stiefel weit von sich.

„Ha", ächzte er heiser, „bis morgen früh fertig — nun erst recht nicht. Ich habe eine Geistesfortdauer nach dem Tode in Aussicht und soll dieses Iwan Basilowitsch Schuster sein! Fort mit dir, ich will diese Nacht 'mal ein rechter Faul-Lenz sein, ein fauler, verfaulender Lenz. — Mein Lenz ist ja doch schon längst verfault. Gute Nacht!"

Er blies das Lämpchen aus und kroch müde und schmerzgemartert in sein armseliges Lager.

Unter seinem Kopfkissen lagen „Die Gespräche über die Feinheit der Empfindungen."

— — — — —

„Goethe, Goethe, wenn wir zusammen geblieben wären!!“

— — — — —

Mitten in der Nacht wurde Mutter Kaluga, die nebenan schlief, durch ein seltsames Gurgeln und Röcheln erweckt; sie kümmerte sich anfangs nicht darum, aber als es mit einem Male nun so todtenstill wurde, da steckte sie ihre Lampe an und ging in die Kammer ihres Miethers.

— Er hatte sich schon anderswo einlogirt. —

Die Alte sprach ein Gebetlein und deckte ihn mit seinem alten, zerrissenen Mantel zu.

Und nun schlafe wohl, Reinhold Lenz, armes, hochbefähigtes Menschenkind, der Du ein Leben hattest, so verfehlt wie vielleicht kein Anderer auf Erden nach oder vor Dir. Können wir Dich tadeln, so beklagen wir Dich auch, denn es ging viel mit Deinem Geiste verloren — viel! —

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

In demselben Verlage erschien:

Malerleben.

Roman in drei Büchern von W. Bennecke.

Eleg. broch. 1 Thlr.

Die „Allgemeine Familien-Zeitung" (Stuttgart, Schönlein) spricht sich über diesen neuen Roman folgendermaßen aus:

„Ein neuer Name und ein frisches, keckes Talent, reich an Humor, an Beobachtungs- und Erfindungsgabe, reich an Ideen, an Bildung und Menschenkenntniß, reich an schöpferischer Einbildungskraft, eine spontan sprudelnde Gedankenfülle — diese treten uns in dem Verfasser dieses Künstlerromans entgegen. Freud' und Leid junger ringender Künstler und eines jungen Literaten, Liebe und ihre Kämpfe und Wechselfälle, Putzmacherinnen, Gräfinnen und andere Leute, das ist der Inhalt dieses lustigen, phantastischen Romans, **der tausendmal amüsanter und erquicklicher ist, als hundert andere von gefeierten Autoren,** und in dem noch ganz der Frohsinn und Uebermuth der Jugend und eines reichen Geistes und glücklichen Temperamentes pulsirt. Einige Bogen davon zu lesen wird genügen, um die Anziehungskraft dieses Buches zu erproben, dessen Autor wir mit aufrichtiger, neidloser Bewunderung seines Talents zu weiteren ähnlichen Schöpfungen aufmuntern möchten."

Außerdem äußerten sich bereits in ähnlicher Weise die „Romanzeitung", „Didaskalia", „Allg. Modenzeitung", „Neue Mitteldeutsche Zeitung" und ist daher kein Zweifel, daß wir es hier mit einer bedeutenden Erscheinung auf dem Felde der Belletristik zu thun haben.

Zwiefach verloren.

Roman aus dem Englischen von der Verfasserin der „Königin Isabella", „Nina" ꝛc.

Autorisirte deutsche Uebersetzung

von

L. v. Bischoffshausen.

2 Bände. 40 Bogen brochirt 2 Thlr.

Die „Victoria" spricht sich in Nr. 8, Jahrgang 1869, über dieses Werk folgendermaßen aus:

„Selten vereint ein Schriftsteller eine so genaue Kenntniß des weiblichen Herzens und seiner verborgensten Falten, eine so scharfe Beobachtungsgabe auch für das Wesen und Streben des Mannes, eine so feine Satyre den Schwächen und Ungereimtheiten unserer Zeit gegenüber, wie dies bei der Verfasserin des vorliegenden Romans der Fall ist.

Wir glauben dem Werke einen großen und vielseitigen Leserkreis prophezeien zu dürfen, umsomehr, als die Uebersetzung des englischen Originals durch L. von Bischoffshausen eine durchaus vollendete genannt zu werden verdient."

Roth-Weiß.

Eine historische Erzählung

aus der

Zeit des Königreichs Westphalen

von

Ludwig Mohr.

Eleg. broch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Gedichte

von

Wilhelm Bennecke.

Eleg. brochirt 15 Ngr., Eleg. gebunden 25 Ngr.

Daheim.

Erzählungen für die Jugend

von Emma Bunsen.

Mit bunten Bildern eleg. cart. 1 Thlr. 5 Sgr.

Die Kritik hat dies Buch einstimmig so ausgezeichnet, daß es ohne Uebertreibung unter den neueren Kinderschriften den ersten Rang einnimmt. Die Ausstattung ist sehr schön. Der Preis billig.

Geschichte der

Wilhelmshöhe

bei Cassel.

von **Emilie Wepler.**

Zweite vermehrte Auflage.

1870. Elegant brochirt 10 Sgr.

Diese Geschichte des durch die neueste Zeit so berühmt gewordenen Lustschlosses dürfte das allgemeinste Interesse in Anspruch nehmen.

Erzählungen

für kleine Mädchen

von Emma Bunsen.

Mit schwarzen Bildern eleg. geb. 1 Thlr.

Die Reise in den Mond.

Culturhistorischer Roman

aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert

von J. G. Pfaff.

Zweite Auflage. Preis 1 Thlr.

Allerlei Pech.

Humoristische Erzählungen

von Fritz Breuland.

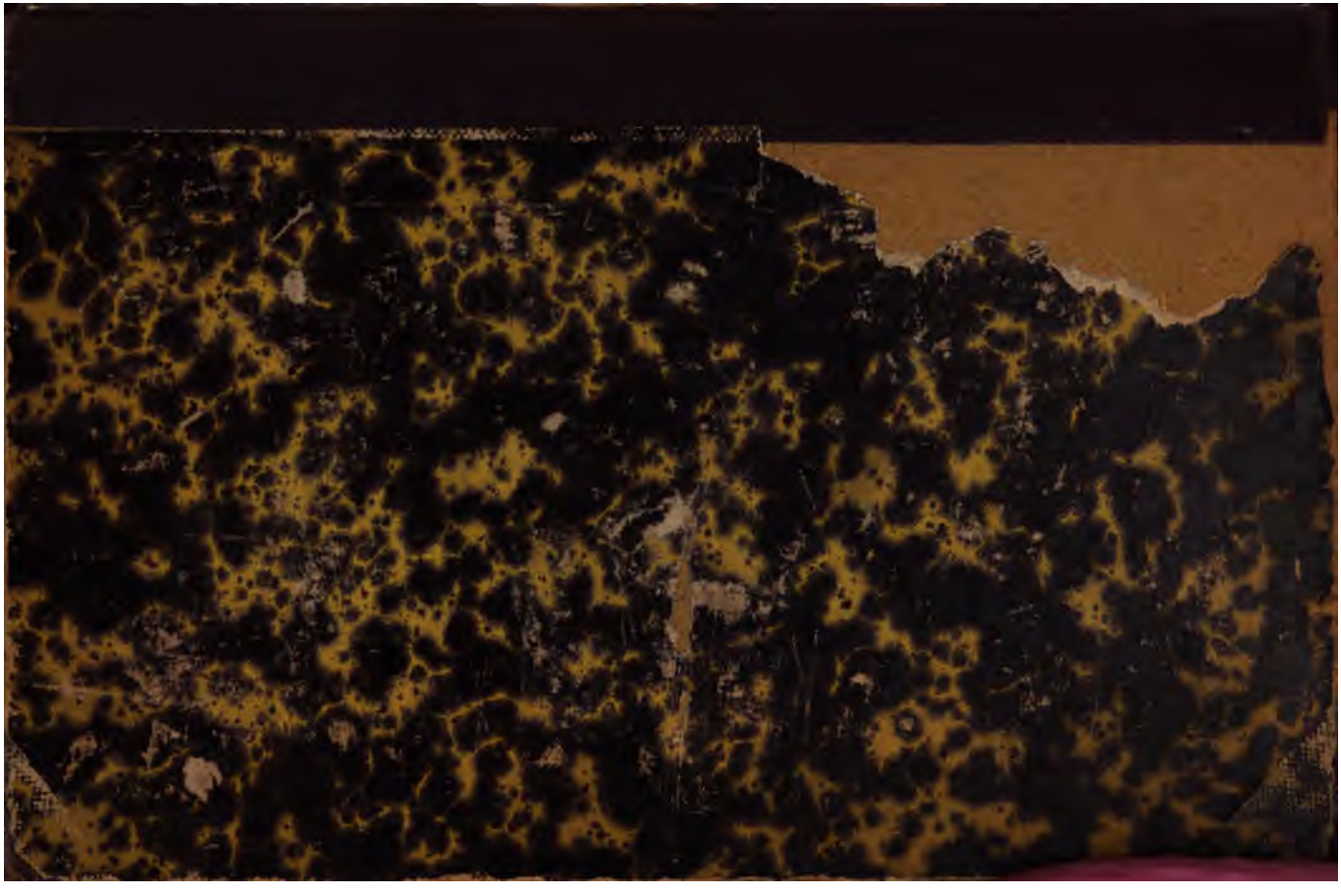
Elegant brochirt 25 Ngr.

---

i es
hen
lig.

3 2044 010 417 574

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413

CANCELLED